



Sebenunddreissigster Jahrgang.

25. Heft.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Am Belt.

Roman von Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)

Ein Armeegendarm trat ein und blickte suchend auf dem Flur umher.

Niemand als der Baron befand sich dort.

Der Gendarm trat zu ihm heran.

„Ich suche den Baron von Blomstedt,“ sagte er; „man hat mir mitgeteilt, daß ich den Herrn hier finden würde.“

„Ich bin es,“ antwortete der Baron; „was haben Sie mir zu sagen?“

„Der dienstthuende Adjutant Seiner Königlichen Hoheit läßt den Herrn Baron ersuchen, sich in einer Stunde bei ihm zu melden.“

Der Baron war durch alle Erlebnisse der letzten Zeit so schwer erschüttert in seinem sonst so stolzen Selbstgefühl, daß er auf diesen kurzen militärischen Befehl nur durch eine stumme Neigung des Kopfes antwortete.

Dann stieg er fast stumm gegen alle Eindrücke zu Arel hinauf.

Er fand ihn schwach in träumendem Hinschlummern, aber Mathilde bestätigte ihm die Hoffnung, welche der Arzt ihm schon gegeben. Sie hatte in dem zuweilen sich öffnenden Auge des Verwundeten das Licht des Verständnisses gefunden; er hatte ihr sogar einmal lächelnd die Hand gedrückt; das immer noch hochgradige Fieber verdunkelte seinen Geist nicht mehr.

Fast gleichgültig nahm der Baron diese gute Botschaft entgegen; er war im tiefsten Innern gebrochen; das ganze Gebäude seines Lebens lag in Trümmern vor ihm, wäre Friedrich in diesem Augenblick da gewesen, vielleicht hätte er ihm dennoch seine Arme geöffnet; aber er wußte ja nicht, wo sein Sohn war, vielleicht lag derselbe schon in einem der großen Gräber auf dem Schlachtfelde.

Träumend durchschritt er eine Zeit lang die Straße und als die Stunde verfloßen war, trat er in das Schloß und fragte nach dem Adjutanten.

Er wurde sogleich in das Vorzimmer geführt.

Die Parade war zu Ende.

Musik. Welt. 1882. 25.

Der König hielt eine kurze Rast, um dann wieder nach Hlensburg zurückzukehren.

Der Adjutant empfing ihn artig, wenn auch mit dienstlich kalter Zurückhaltung; er bat den Baron, einen Augenblick zu warten, ging hinaus und sagte, als derselbe wieder zurückgekehrt war: „Der Prinz selbst will Sie sprechen; darf ich Sie bitten, einzutreten!“

Der Baron folgte in einen kleinen Salon und trat dann in das Arbeitskabinett des fürstlichen Heerführers, welcher damals die ersten der Lorbeeren pflückte, die später in so reicher Fülle seinen Feldmarschallstab schmückten.

Der Prinz Friedrich Karl, dessen schlanke Gestalt in der roten Husarenuniform das Bild eines ritterlichen und schneidigen Soldaten darbot, das an Zierhen und Seidlich erinnerte, während auf seiner hohen Stirn die Spuren eifriger und unermüdblicher geistiger Arbeit sichtbar waren, erhob sich von dem einfachen Sessel, auf dem er, über einen mit Karten bedeckten großen Tisch gebeugt, dageessen hatte, und trat dem Baron entgegen, denselben mit seinem durchdringenden, strengen Falkenblick mustern.

„Ich habe Sie zu mir bitten lassen, Herr von Blomstedt,“ sagte er, die tiefe Verbeugung des Barons mit artigem Gruß erwidern, „weil ich selbst mit Ihnen sprechen wollte.“

Der Baron fand bei dieser Anrede ein wenig sein Selbstgefühl und seine Haltung wieder.

„Ich erwarte Eurer Königlichen Hoheit Befehl,“ sagte er mit der Miene und dem Ton eines Mannes, der an den Umgang mit den Großen der Erde gewöhnt ist.

„Sie sind unser Feind, Herr von Blomstedt,“ sagte der Prinz, ihn scharf fixierend.

„Wie könnte ich,“ erwiderte der Baron mit trübem, traurigem Lächeln, „der Feind eines königlichen Herrn sein, vor dem die ersten Mächte Europas sich zurückweichen; und wenn ich es wäre, was würde es bedeuten? Kann ein Sandkorn das rollende Rad des preussischen Siegeswagens aufhalten?“

Der Prinz antwortete nicht auf diese Frage.

„Ich begreife es nicht,“ sagte er wehmütig, „warum Sie unser Feind sind; können wir denn anders, um Ihr Land und Volk von einem unerträglichen, drückenden und demütigenden Joch zu befreien?“

„Der König Christian IX.,“ erwiderte der Baron fest und ruhig, „ist der Lebensherr meines Hauses und nach meiner Ueberzeugung der rechtmäßige Herzog meines Landes.“

„Er wäre es geblieben,“ sagte der Prinz schnell, „wenn er sich von der dänischen Demokratie hätte frei machen wollen,



Zur Rosenzeit. (S. 593.)

wenn er in der That der Herzog von Schleswig-Holstein hätte sein wollen, der seines Landes Rechte zu vertreten bereit war, statt sie den Dänen zu opfern, die doch die Feinde seines eigenen Thrones sind. Können Sie als einer der ersten Edelleute der Herzogtümer es wünschen, daß Ihr Vaterland den Parteiführern der dänischen Demokratie preisgegeben sei?"

"Königliche Hoheit," erwiderte der Baron, indem er immer fester und ruhiger wurde, "zwischen denen, welche den Prinzen von Augustenburg umgeben und beraten, und den Demokraten in Kopenhagen kann ich kaum einen Unterschied machen."

"Immerhin sind sie Deutsche," sagte der Prinz; "doch glauben Sie denn, daß wir für den Prätendenten, der durch einen Beschluß des Bundestags sich ein Herzogtum, einen neuen Kleinstaat in Deutschland zuerkennt lassen möchte, unser Leben einsetzen würden?"

"Wie," rief der Baron aufhorchend, "verstehst du Eure Königliche Hoheit recht, so handelt es sich nicht um ein Augustenburgisches Herzogtum, in welchem die Herren Samwer und Franke einen liberalen Musterstaat aufrichten würden?"

Abermals schielte der Prinz einen Augenblick; dann sagte er:

"Ich bin kein Diplomat, Herr von Blomstedt, ich bin Soldat, ich habe hier nur die Soldaten meines Königs zu führen und meines Königs Feinde zu schlagen — das habe ich gethan und werde es weiter thun," fuhr er mit ehernem Ton fort; "aber etwas von der Politik höre ich denn doch zuweilen," sagte er mit einem feinen Lächeln, "und ich glaube nicht, daß wir hier einen neuen deutschen Kleinstaat würden entstehen lassen ohne Bürgschaft dafür, daß wir uns nicht selbst ein Hindernis schaffen auf dem Wege zu einer einigen deutschen Wehrkraft, die das Ziel der preussischen Politik ist und sein muß. Ich glaube nicht, daß der Prinz von Augustenburg solche Bürgschaften zu geben bereit ist; er ist schlecht beraten, wie mir scheint, doch so viel steht fest, daß damit seine Aussichten aufgegeben sind. Die Resolutionen der Volksversammlung werden ihm keinen Thron aufbauen."

"Und was," fragte der Baron in lebhafter Bewegung, "was soll denn aus unserem Herzogtum werden?"

"Was Gott und der gute Genius des deutschen Volkes daraus machen wollen," erwiderte der Prinz mit leuchtenden Blicken, "das ist alles, was ich Ihnen antworten kann, das ist die einzige Form, in der ich meine Wünsche aussprechen darf."

"O, Königliche Hoheit," erwiderte der Baron, "welch ein Licht öffnet sich da vor mir, wenn es möglich wäre —"

"Kommen wir auf unsere Sache zurück," unterbrach ihn der Prinz, "ich habe keine Zeit zu politischen Untersuchungen; der König erwartet mich, er will bald zurückkehren. Man hat mir gesagt, mein lieber Herr von Blomstedt, daß Sie unser Feind seien, man hat mir mehr gesagt, daß Sie hier in unserer Aufstellung so nahe vor dem Feinde ein gefährliches Spiel spielten, ein Spiel, das vor unseren Augen keine Entschuldigung finden kann — ein Mann von Ihrer Stellung und Erfahrung vermag mehr zu sehen als andere und —"

"Königliche Hoheit," rief der Baron, indem eine dunkle Röte in seinem Gesicht aufflammte, "Königliche Hoheit, welcher Verdacht!"

"Auch der Verdacht kann gefährlich werden," erwiderte der Prinz stolz, "in einer Zeit, in welcher das Leben von tausenden braver Soldaten und der Siegedrus der preussischen Fahnen auf dem Spiel steht!"

"Ich gebe Eurer Königlichen Hoheit mein Ehrenwort," rief der Baron heftig bewegt, "daß ich nichts hier zu thun habe, nichts als mit allen meinen Mitteln und Kräften die Krankenpflege zu unterstützen; der Verlobte meiner Tochter, der schwedische Lieutenant Graf Axel Stören, liegt verwundet im Lazarett."

Der Prinz unterbrach ihn durch einen Wink.

"Als Prinz," sagte er, "glaube ich Ihnen, als General darf ich es nicht; ich habe Ihnen persönlich den Rat geben wollen, von hier fortzugehen, wo Ihr Aufenthalt einen Verdacht erregt, der vielen begründet erscheinen kann; ich wünsche keine harte Maßregel gegen einen Mann Ihrer Stellung, von dem ich hoffe, daß er dennoch einst zu den Unserigen gehören wird; aber ich werde mein Hauptquartier vorwärts legen, ich kann mich im Orangerie der Ereignisse nicht um alles kümmern und Sie würden vielleicht unliebsamen Maßregeln ausgesetzt sein, folgen Sie deshalb meinem Rat, verlassen Sie Gravenstein und kehren Sie auf Ihre Güter zurück, dort sind Sie weiter zurück hinter dem Gebiet, auf welchem die Entscheidung fällt, und dort wird sich kein Verdacht gegen Sie erheben können und Sie werden in ruhiger Sicherheit abwarten, was das Schicksal über die Zukunft Ihres Landes bestimmt."

"Königliche Hoheit," rief der Baron außer sich, "ein solcher Verdacht ist eine Beleidigung, vor der mich mein Name und mein ganzes Leben schützen sollten!"

"Wenn ich den Verdacht teile, Herr von Blomstedt," sagte der Prinz mit flammenden Blicken, "so würden Sie hier nicht vor mir stehen, so würde ich Ihnen nicht den Rat eines Freundes geben, der Ihnen meine Achtung und mein Wohlwollen beweist."

Der Adjutant öffnete die Thüre. "Seine Majestät lassen Eure Königliche Hoheit bitten," sagte er.

Der Prinz nahm Mütze und Handschuhe. "Sie kennen also meine Meinung, Herr von Blomstedt; hätte ich nicht die Ueberzeugung, daß Sie meinen Rat als gut erkennen werden, so würde ich denselben vielleicht zu Ihrer eigenen Sicherheit in die Form eines Befehls kleiden."

Er grüßte artig und ging schnell hinaus. Der Baron folgte ihm und stieg, von den widersprechendsten Gefühlen und Gedanken bewegt, die Treppe zum Schloßhof hinab, während der Prinz sich nach den Gemächern des Königs begab.

Die Gräfin hörte ernst und nachdenkend die Erzählung des Barons von seiner Begegnung mit Frau Hansen und seiner Unterredung mit dem Prinzen an.

"Sie müssen dem Rat des Prinzen folgen; auch sind Sie besser in Hagenberg als hier. Ihr unruhiges, heftiges Wesen erschreckt die arme Agnes und schwächt sie noch mehr ein; überlassen Sie sie mir, Sie dürfen der vollen Ueberzeugung sein, daß sie in den Händen der eigenen Mutter nicht besser aufgehoben sein könnte. Doch," sagte sie dann ernst, "wenn ich es versuchen soll, dies alles zum Guten zu wenden, so verlange ich zwei Dinge von Ihnen."

"Sprechen Sie!" sagte der Baron. "Erstens," fuhr die Gräfin fort, "das Versprechen, daß Sie Ihrem Sohn gegenüber keinen Schritt thun, ohne ihn mir mitzuteilen und meine Meinung zu hören."

"Ich verspreche es," sagte der Baron. "Zweitens," fuhr die Gräfin fort, indem sie seine Hand ergriff, "bitte ich Sie, wenn es möglich ist, mir zu sagen, wer jene Frau ist, die es verweigert, ein einziges Wort zu sprechen, um das Leben Ihres Kindes zu retten."

Lange starrte der Baron finster vor sich nieder.

"Gut," sagte er dann, "es mag sein, auch dieses letzte Opfer meines Stolzes mag gebracht werden; die katholische Kirche hat die Beichte, um durch das Selbstbekenntnis die Buße zu erzwingen und die Vergebung zu gewinnen — hören Sie mich an."

Er zog die Gräfin in eine Ecke des Zimmers, als fürchte er, daß die schlummernde Agnes seine Worte hören könne, und mit dumpfer Stimme erzählte er ihr in kurzen, abgebrochenen Sätzen die Geschichte seiner Jugendliebe, die Geschichte von dem gebrochenen Herzen des armen Mädchens, das an ihn geglaubt und auf ihn alle Hoffnungen irdischen Glücks gesetzt.

Thränen rannen aus den Augen der Gräfin.

"Der Fluch einer schweren Schuld," sagte sie traurig, "ruht auf unserem armen Kinde; ob es gelingen wird, ihn zu lösen, ruht in Gottes Hand, Sie, mein Freund, können es nicht; reisen Sie nach Hagenberg, der Rat des Prinzen öffnet vielleicht uns allen den Weg des Heils. Ich, eine Frau, ich werde vielleicht den Weg zum Herzen jener Frau finden können, für mich vielleicht wird sie thun, was sie, das fühle ich, für Sie niemals thun würde. Reisen Sie und überlassen Sie mir die Sorge für das Glück unserer Kinder. Ich begreife," sagte sie, ihm die Hand reichend, "was Sie gelitten haben, und es gibt Leiden, die wohl im Stande sind, jede Schuld zu sühnen, jede Rache zu entwaschen."

Nach kurzem, schmerzlichem Abschied trennten sich beide.

Der Baron küßte noch einmal die Stirn seiner Tochter, dann suchte er abermals den Bürger auf, der ihm seinen Wagen zur Fahrt nach der Bahnstation vermietet hatte.

Diesmal wurde seine Abreise nicht verhindert, aber ein Mann trat, als der Wagen vorgefahren war, zu ihm heran und bat, daß er die Gelegenheit benützen dürfe, um ebenfalls nach der Bahnstation zu fahren. Der Baron nahm den Unbekannten zu sich; derselbe stieg auch auf der Bahn in dasselbe Coupé mit ihm und begleitete ihn bis zur Station vor Hagenberg.

Zwundreihzigstes Kapitel.

Eine ruhigere Zeit folgte den hocherregten Tagen in Gravenstein.

Bald nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen waren endlich die Fäden der Diplomatie wieder mächtig geworden über die Waffen der Armeen.

In London waren die Vertreter der Großmächte zusammengetreten, auch der Bund war durch den Herrn von Bismarck vertreten, der hier zum erstenmal statt des engen sächsischen Jäckchens sich in den Großmächtemantel drapirte, der ihm später in Oesterreich so gar viel zu weit werden sollte.

Vielsach glaubte und hoffte man, erschrocken über den Kriegslärm an der Eider, das brüchig gewordene Konferenzwerk von 1852 wieder zusammenheften zu können, man kannte eben damals noch nicht den erst kürzlich in die Arena eingetretenen preussischen Ministerpräsidenten, der in seinem Sinne und seiner Art ebenso sehr Soldat als Diplomat war und den Federn niemals erlaubte, zu verderben, was die Kanonen und Bajonette gut gemacht hatten. Die Truppen lagen ruhig in ihren Quartieren und mit Eifer wurden die Opfer der Kämpfe überall in den Lazaretten versorgt, um ihr Leben zu erhalten und sie womöglich noch für den letzten Akt des Krieges wieder tüchtig zu machen, den man vorausah und in der Armee erhoffte,

da die Dänen deutlich zeigten, daß die diplomatische Intervention der Großmächte sie nur hartnäckiger machte.

Man hielt in Kopenhagen immer an dem Wahn fest, daß die wichtigsten Positionen, wie zum Beispiel Åsen, uneinnehmbar seien und daß die europäischen Mächte eine vollständige Niederwerfung und Zerschlagung der dänischen Monarchie nicht dulden würden.

Man rechnete auch dabei eben nicht mit dem militärischen Geist der preussischen Politik und mit dem festen Entschluß des Leiters derselben, endlich dem deutschen Recht und dem deutschen Namen Anerkennung zu schaffen.

Das Leben in Gravenstein nahm friedlichere Verhältnisse an; war auch noch immer ringsum viel militärische Bewegung, so machte das alles während der Waffenruhe doch mehr den Eindruck eines großen Manövers.

In dem Lazarett des alten Amtshauses änderte sich wenig. Obgleich die Hoffnung auf die Erhaltung Årels mit jedem Tage zuversichtlicher wurde, so schritt seine Besserung ganz unendlich langsam vor; seine Wunde streifte die edlen Organe so nahe, daß bei jeder Bewegung die äußerste Vorsicht nötig war, ebenso auch bei der allmählich stärkenden Ernährung, um das Blut nicht vor der völligen Heilung zu sehr zu erhitzen.

Dieser langwierige Heilungsprozeß brachte die Gefahr des Lazarettfiebers näher und der Verwundete bedurfte deshalb der aller sorgfältigsten und unausgesetzten Aufmerksamkeit, die ihm Rathilde mit unermüdlicher Treue zuwendete.

Immer weniger hoffnungsvoll dagegen gestaltete sich der Zustand der armen Agnes; es war eine jener merkwürdigen Krankheiten, welche von dem Geist auf den Körper übertragen zu werden scheinen, bei welchen die Lebenskraft allmählich ohne eigentliche sichtbare Störungen erlischt und welche daher so unendlich schwer zu behandeln sind, wenn es nicht gelingt, den moralischen Punkt zu treffen, von welchem das Leiden des Körpers ausgeht.

Die fixe Idee, daß sie in kurzer Zeit dem Tode verfallen müsse, hatte sich bei Agnes immer mehr festgesetzt und, dieser fixen Idee folgend, ging denn auch ihr Körper in der That zwar langsam, aber mit konsequenter Sicherheit seiner Auflösung entgegen, wie man ja schon mehrfach Beispiele davon gehabt hat, daß starke und kräftige Naturen einer solchen fixen Idee erliegen.

Alle Versuche, diesen unglückseligen Todesglauben zu bekämpfen, waren vergebens. Agnes widersprach nicht, aber ein mattes, trauriges Lächeln der Ergebung und Entsagung bewies, daß alle Worte vergebens waren. Ebenso wenig glaubte sie, was ihr von Årels Besserung gesagt wurde, und hatte man es auch versuchen wollen, sie trotz ihres so außerordentlich schwachen Zustandes nach dem Lazarett zu bringen, um ihr ihren Geliebten zu zeigen und ihr zu beweisen, daß der erste Teil jener unglücklichen Prophezeiung dennoch nicht in Erfüllung gehen werde, so schritt doch Årels Besserung so unendlich langsam vor, daß der Anblick des Kranken ihr noch nicht die Ueberzeugung von seiner Genesung gegeben haben würde.

So blieb denn, wie der Arzt immer wieder erklärte, nur übrig, ihr durch diejenige Person selbst, welche durch ihre Prophezeiung den unglücklichen Wahn in ihr erzeugt hatte, denselben wieder nehmen zu lassen, da ja alle fixen Ideen nur dadurch geheilt werden können, daß man sie unter scheinbarem Eingehen in sich selbst zerstört.

Die Gräfin hatte dem Arzt nicht die Urheberin jener unglücklichen Wahrsagung genannt, sie mochte den Fremden nicht zu tief in diese traurigen Verhältnisse blicken lassen; sie wollte selbst die Lösung suchen, überzeugt, daß sie besser als der Baron den Weg zu dem Herzen jener so schwer verletzten Frau finden werde.

Frau Hansen hatte eine kleine Wohnung in der Stadt gefunden und mit Meta ihr Amt als Pflegerin übernommen.

Sie war auf Metas Andringen hieher gekommen. So einsam die beiden auch in ihrem Hause lebten, so drang doch der das ganze Land erfüllende Kriegslärm zu ihnen, sie hörten von den großen Kämpfen und ebenso auch von den zahlreichen Verwundungen und der tapferen Beteiligung der Frauen an der Krankenpflege.

Meta drang darauf, auch ihrerseits sich an dieser edelsten und heiligsten weiblichen Pflicht zu beteiligen.

"Was geht es uns an," hatte ihre Mutter auf ihr Drängen geantwortet, "wenn die Großen der Welt sich unter einander bekriegen? Es ist das größte Verbrechen nicht, wenn die Menschen sich unter einander im offenen Kampfe töten, und des Körpers Wunden sind die schwersten Leiden nicht! Laß uns fern bleiben der Welt, die nur Unheil und Jammer in sich schließt!"

Aber Meta, die sonst immer dem Willen der Mutter stumm gehorcht, hatte ihr diesmal in aufwallendem Gefühl einen bestimmten Widerspruch entgegengesetzt.

"Du hast dich von der Welt getrennt," sagte sie, "weil sie Dir Böses gethan und Du gelernt hast, die Menschen zu verachten; ich verachte sie nicht, mir haben sie noch nichts Schlimmes gethan, aber ich habe Deine Einsamkeit geteilt, wie es meine Pflicht war gegen die treue, liebevolle Mutter. Jetzt aber suche ich nicht Zerstreuung, nicht Glück und Freude in der Welt, ich will meine Pflicht gegen Gott erfüllen, den Leidenden zu helfen, und diese Pflicht ist das Band, das uns immer wieder mit der Welt

verknüpft, mag auch Bosheit und Undankbarkeit und von ihr getrennt haben.“

Sie hatte warm, aber auch mit festem, bestimmtem Entschluß gesprochen und endlich hatte ihre Mutter nachgegeben müssen.

So waren sie dann nach Gravenstein gekommen.

Bei der Begegnung mit dem Baron war es die erste Regung der Frau Hansen gewesen, Gravenstein wieder zu verlassen, aber ein gewisser Trost hielt sie davon ab — hatte sie es nötig, ihm aus dem Wege zu gehen? Und dann auch wieder regte sich eine dämonische Freude in ihr — war sie nicht in die Nähe von Hagenberg gezogen, um ihrer Rache nahe zu sein und den Augenblick derselben zu erwischen? Und nun gab ihr ja Gott die Rache, die sie so lange ersehnt hatte, in vollem und reichem Maße — sollte sie nun der Vollendung dieser Rache aus dem Wege gehen, die ja nichts auf Erden zu scheuen und zu fürchten hatte?

So war sie denn geblieben und hatte ihr Amt angetreten. Am nächsten Tage erfuhr sie, daß der Baron abgereist sei, und auch dies erfüllte sie mit stolzer Befriedigung. Zweimal schon hatte der Mann, der sie einst so hochmütig und grausam verlassen, ihr Mitleid angefleht, und jetzt war er, der sich so unnahbar hoch dünkte auf der Stufenleiter der menschlichen Gesellschaft, vor ihr gesunken, er wagte es nicht, mit ihr an einem Orte zu bleiben. Auch das war eine Rache. Sie wußte es wohl, wie sehr sein Stolz gebrochen sein mußte, um ihn zu einer solchen Flucht zu bestimmen.

Pünktlich und eifrig erfüllte sie ihre Pflicht, es war ihr eine Befriedigung, endlich nach so langer Unterbrechung eine bestimmte Tätigkeit, ein fest geregeltes Tagewerk zu haben, und die Ärzte vertrauten ihr mit besonderer Zuversicht die schwierigsten Fälle an — sie that ihre Pflicht kalt und gleichgültig, nur mit jener Strenge und Gewissenhaftigkeit, welche ihren Stolz darin suchte, das einmal übernommene auch bis in das Kleinste hinein durchzuführen, und für die Kranken ist ja die gleichgültige und gewissenhafte Pflege wohlthätiger als eine aufregende und verwirrende Teilnahme.

Aber ganz allmählich, ohne daß sie selbst sich dessen klar bewußt wurde, regten sich wieder weichere und mildere Gefühle in ihr, die sie so lange nicht mehr gekannt hatte, sie empfand tiefes, schmerzliches Mitleid, wenn sie die armen Verwundeten leise wimmern hörte; es klang wie wunderbare Stimmen längst vergangener Zeiten zu ihrem Herzen, wenn die zitternden Hände sich falteten und die sieberheißten Lippen leise Gebete flüsterten, und wieder empfand sie dann eine so eigene, wohlthätige Freude, wenn sie die Wunden kühlte, die Fieberdürstigen erquickte, die Hilfslosen aufrichtete und wenn dann so innige Dankbarkeit aus den Blicken der Geretteten ihr entgegenstrahlte, ihr so lange erkaltetes und erstarrtes Herz dehnte sich dann warm aus und zuweilen wurden ihre Augen feucht von Thränen, die lange, lange nicht ihre Wimpern beneht hatten.

In solchen Augenblicken regte sich in ihr wohl der Gedanke, daß das menschliche Leben, so viel und so schwer es gelitten habe, dennoch wohl ein höheres und edleres Ziel haben müsse als die Rache. Vielleicht hätte in einem solchen Augenblick der Baron ihr nicht vergebens die Hand gereicht, aber diese Regungen gingen vorüber, sie vermochten nicht bis zur inneren Tiefe ihres Herzens zu dringen, wieder versteinerte sich ihr Herz, wieder wurde sie kalt und starr wie vorher.

Auch Meta erfüllte die übernommene Pflicht mit ebensoviel Eifer als ihre Mutter, nur drang bei ihr die jugendliche Begeisterung der christlichen Liebe um so lebhafter und mächtiger hervor, je mehr sie bisher von der Verhüllung mit der Welt abgeschlossen gewesen war, ihr hatte noch niemand auf Erden Böses gethan, ihr trat die Welt zuerst im Leiden entgegen und mit einer fast kindlichen Freude empfand sie das Glück, trösten und helfen zu können.

Auch Bergen war noch im Lazaret des alten Amtshauses; seine Verwundung hatte keine Gefahr für sein Leben und seine Gesundheit gehabt, schnell war das Fieber vorübergegangen, aber die Muskeln und Bänder seines Schultergelenks waren so durchschlagen, daß sie nicht wieder hergestellt werden konnten, sein rechter Arm blieb unrettbar steif, so daß er, obgleich geheilt, nicht zu seiner Truppe zurückkehren konnte.

Er war deshalb in Gravenstein geblieben, um sich bei der Krankenpflege zu beteiligen, und war besonders unablässig und ebenso eifrig bemüht, den Leidenden Trost zuzusprechen, sie im Glauben zu stärken und ihre Hoffnung zu beleben und sie zur Ergebung in die unabwendbaren Leiden zu ermahnen. Manche unbändigen Schmerz hatte er so durch die Macht seiner freundlichen tröstenden Worte gemildert, manche düstere Verzweiflung hatte er mit dem Lichte des Evangeliums erleuchtet, überall verlangten die Kranken nach ihm, und wo er erschien, brachte er Freude und Frieden mit.

Seine Tätigkeit führte ihn häufig mit Meta zusammen und die gemeinsame Arbeit zur Linderung des Schmerzes bildete bald eine nähere freundschaftliche Beziehung zwischen den beiden jungen Leuten.

Meta lauschte aufmerksam und andächtig den Worten

der Ermahnung, Tröstung und Erhebung, welche Bergen, der sich ganz wieder seinem theologischen Beruf zugewendet hatte, an dem Krankenbette sprach, und jedes dieser Worte grub sich tief in ihre Seele, alles, was sie hier aus Bergens Munde hörte, stand in seiner liebevollen christlichen Milde und seiner starken Glaubenszuversicht so sehr im Widerspruch zu den bitteren, harten und feindlichen Anschauungen, die sie während ihres ganzen Lebens von ihrer Mutter vernommen hatte, daß ihre vereinsamte, zur scheuen Furcht vor der Welt und den Menschen erzogene Seele sich in immer wärmerer Bewunderung diesem jungen bleichen Manne zuwendete, welcher den Waffenrock des Kriegers trug und das Amt eines Priesters des Evangeliums der Liebe und Erbarmung ausübte.

Umgekehrt schloß sich auch Bergen immer mehr an das junge Mädchen an, mit dem ihn sein Beruf täglich zusammenführte; er war einsam aufgewachsen; seine Armut hatte ihn von der Gesellschaft getrennt, der Verkehr mit Frauen war ihm vollständig fremd. Um so größer war daher die edle Weiblichkeit, welche ihm in Meta's Bild zum erstenmal entgegentrat — er bewunderte die lebhafteste Empfänglichkeit, das feine Verständnis, die eiferbereite Selbstverleugnung und die willenskräftige Beharrlichkeit, welche sich bei diesem jungen Mädchen mit so viel warmer Empfindung und zugleich heiterer Anmut kundgaben; gern beantwortete er die Fragen, die sie häufig an ihn stellte, und er fand, daß ihre Fragen auch ihn selbst belehrten, indem sie ihn zwangen, über viele Gegenstände ernster und tiefer nachzudenken, welche er früher als selbstverständlich betrachtet hatte. Beide gaben und empfingen bei diesem Verkehr und Meta erinnerte sich wohl zuweilen, wenn sie mit Bergen sprach, feuchend an ihre Unterhaltungen mit Friedrich in dem Garten des kleinen Hauses. Dort aber hatte sie nur eine geistige Befriedigung und Beruhigung empfunden, während hier ihr Herz immer wärmer und wärmer sich dem Freunde zuwendete, der so viel Blüten aus ihrem Innern hervorspreizen ließ, die in der Kälte ihres früheren Lebens nicht hatten zum Lichte emportreiben können.

Da die Waffen ruhten, so kamen keine neuen Kranken in das Lazaret. Manche der Schwerverwundeten waren erlegen, die Leichtverletzten waren geheilt und entlassen. Die Räume wurden daher freier, der Dienst einfacher, und immer freundlicher und ruhiger wurde somit auch der Verkehr zwischen Meta und Bergen — immer mehr traten die beiden einander näher, immer mehr schienen sie zu einander zu gehören.

Frau Hansen achtete nicht darauf; ruhig und gleichmäßig erfüllte sie ihre Pflicht und schien nicht vorauszu sehen, daß Meta bei dem Dienst der Krankenpflege so ganz andere und neue Anschauungen über Welt und Menschen in sich aufnehmen möchte.

Die Gräfin Stören hatte fast gewaltsam Frau Hansen zu einer Unterredung gezwungen; sie hatte alles erschöpft, was die mütterliche Liebe ihr eingab, um das Herz dieser bleichen, steinernen Frau zu rühren, aber alles war vergebens gewesen. Frau Hansen hatte es kalt abgelehnt, Agnes auch nur zu sehen, und mit spöttischer Bitterkeit gefragt, was sie mit der Baroness von Blomstedt gemein habe. So herausgefordert, hatte die Gräfin dann ihr gesagt, daß sie ihr Geheimnis kenne, und hatte sie beschworen, es genug sein zu lassen mit der wehmütigen Demütigung des Barons, aber in hochauflammendem Zorn antwortete ihr nur Frau Hansen:

„Wenn Sie es denn wissen, Frau Gräfin, was der Baron von Blomstedt an mir verbrochen, so sollten Sie es begreifen, daß solche Schuld niemals gesühnt wird. Wenn der Baron seinen Sohn, den Stolz seines Namens, verliert, wenn er an dem Grabe seiner Tochter stehen sollte, die er zum Werkzeug seines unnatürlichen Stolzes gegen den eigenen Sohn machen wollte, so wird, was er mir gethan, gerächt sein — er verliert nur, was Wert für seinen Hochmut hatte — ein Herz hat er nie gehabt. Ich aber habe mich selbst verloren, das warme Blut ist dahingeflossen und mein Herz ist zu Stein geworden, ja, zu Stein, Gräfin!“ fügte sie schneidend hinzu. „Sie werden also begreifen, daß Ihre Worte vergebens sind.“

Sie wendete sich kalt um und verließ das Zimmer, in welches die Gräfin sie geführt hatte, ohne auf deren leichten angstvoll stehenden Fuß zu hören.

Da hatte sich dann auch der Stolz der Gräfin in ganzer Kraft wieder erhoben; sie sagte sich, daß es ja doch nur ein Wahn sei, der sie zu neuer Demütigung vor diese erbarmungslose Frau geführt; es war unmöglich, daß Agnes in der Jugendblüte ihres Lebens solchem Wahn zum Opfer fallen könne.

Sie beschwor den Arzt, alles aufzubieten, um durch die Mittel der Wissenschaft Agnes körperlich zu heilen; sie wollte jener Frau, deren unversöhnliche Rache ihr Gefühl empörte, widerstehen, ihr zum Trost wollte sie Agnes dennoch retten, und es mußte ja gelingen, eine so furchtbare Rache konnte der Himmel auch der Schwergeskränkten nicht gewähren.

Die kräftigsten Stärkungsmittel wurden angewandt, sie brachten auch augenblicklich Wirkung hervor. Agnes erwachte aus ihrem lethargischen Träumen, aber die fixe Idee, die sie erfaßt hatte, blieb unberührt und übte bald wieder ihre verderbliche Wirkung aus.

So verfloß die Zeit der Waffenruhe.

Die dänische Regierung hatte alle Mahnungen und Warnungen unbeachtet gelassen und in einer Nacht, als alles, noch des kriegerischen Lärms entwöhnt, im friedlichen Schlummer lag, donnerten, als eben der Morgen zu grauen begann, die Kanonen von Alsen herüber, ver kündend, daß von neuem die ehernen Würfel im Spiel um das Schicksal der Völker rollten.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Das Unglaubliche, von den Dänen trotz ihrer bei Duppel gemachten Erfahrungen für unmöglich Gehaltene, war geschehen — der von furchtbaren Befestigungen und Kriegsschiffen verteidigte Alsenfund war überschritten; die preussische Fahne wehte auf Alsen.

Es war nun kein drohender Stützpunkt für die dänische Hartnäckigkeit mehr übrig geblieben; andererseits hatte sich der böse Wille Dänemarks den Verfassungsrechten der deutschen Herzogtümer gegenüber so deutlich bewiesen, daß an die beim Beginn des Kampfes noch mögliche verständigende Grundlage nicht mehr gedacht werden konnte.

Es stand nun fest, daß die Herzogtümer für immer von Dänemark getrennt werden und daß nicht einmal das lockere Band einer Personalunion künftighin bestehen bleiben könne, dazu zwang die Notwendigkeit, und diese Notwendigkeit durchzuführen, dazu lag die Macht in Deutschlands Händen, sie war der Bevölkerung der Herzogtümer die Hauptsache: los von Dänemark, fest verbunden mit Deutschland war das erste Ziel ihrer nationalen Wünsche gewesen, was später geschehen sollte, wie sich die künftigen politischen Verhältnisse gestalten möchten, das war, für den Augenblick wenigstens, gleichgültig und es hatten sich seit dem Beginn des Kampfes die Meinungen, Wünsche und Hoffnungen wesentlich verändert. Ohne eigentliche Prüfung des Erbfolgerechts hatte damals das ganze Volk sich dem Prinzen von Augustenburg zugewendet, nachdem derselbe von einigen Notabilitäten für den rechtmäßigen Herzog erklärt war, weil man in seiner Person die beste und sicherste Bürgschaft für die vollständige Unabhängigkeit des Landes erblickte. Persönliche Sympathien hatte der im Lande wenig bekannte Prinz nicht gehabt und hatte es auch nicht verstanden, sich dieselben zu erwerben, da er, durch seine Berater irre geleitet, trotz seiner persönlichen Neigung und seines persönlichen Muts, sich in absoluter Unthätigkeit zurückhielt und sein Herzogtum, für das die österreichischen und preussischen Krieger bluteten, von einem Beschluß des in ganz Deutschland so wenig populären Bundestages erwartete. Auch war es bekannt geworden, daß der Herzog die ihm von Preußen gestellten Bedingungen über die Anerkennung der preussischen Herrschaft in dem Herzogtum zurückgewiesen hatte, und da diese Bedingungen vollkommen dem sogenannten Gethaischen Programm der nationalen Partei entsprachen, zu welcher die Bevölkerung der Herzogtümer in der großen Mehrzahl gehörte, so war sowohl die Hoffnung als die Neigung für einen augustenburgischen Mittelstaat überall verschwunden oder wenigstens außerordentlich abgekühlt. Bereits wurden Stimmen laut, welche einen Anschluß der Herzogtümer an die waffenkräftige norddeutsche Macht verlangten, die allein auf die Dauer im Stande sein würde, die deutschen Grenzgebiete zu schützen.

Alles dies aber trat vorläufig in den Hintergrund vor der allgemeinen jubelnden Freude über die definitive und unabänderliche Lostrennung von Dänemark, welche durch die Eroberung von Alsen besiegelt erschien, und auch im ganzen Lande machte sich diese Freude im Schmelz der Häuser und im Jubelruf der auf den Straßen wogenden Bevölkerung noch lebhafter und begeisterter geltend, als das nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen der Fall gewesen war.

Bald kamen auch einzelne Verwundete vom Alsenfund welche an die nächstliegenden Lazarete verteilt wurden. Es war bereits alles zu deren Aufnahme bereit; auch die Ärzte und Pflegerinnen erwarteten die herankommenden Wagen, und es wurden dann den einzelnen Damen die Verwundeten für die unter ihrer Aufsicht stehenden Zimmer zugeteilt.

Bereits hatte Meta zwei Soldaten erhalten und war mit dem Krankenträger fortgegangen, um dieselben in die bereitstehenden Betten niederlegen zu lassen, als ein neuer Wagen heranfuhr.

„Ein Offizier“, sagte der Stabsarzt, während zwei Krankenträger einen Verwundeten in ganz durchnähter preussischer Lieutenantsuniform auf ihre Tragbahre hoben, „Streichschuß am Kopf — starker Blutverlust“, fuhr er fort, den regungslosen Verwundeten flüchtig untersuchend, „das Gehirn wohl etwas erschüttert, aber kaum ernste Lebensgefahr zu befürchten, denn hätte die Kugel den Schädel durchdrungen, so müßte er tot sein.“ — Gräfin Stören, rief er dann, Mathilde herbeiwinkend, „übernehmen Sie den Verwundeten, er wird in dem Zimmer Ihres Bruders Platz finden und es sollen dann weiter keine Verwundeten hinein gelegt werden.“

Leuchend trat Mathilde heran.

„Ist es nicht möglich“, sagte sie schüchtern und zögernd, „das Zimmer frei zu halten — mein Bruder bedarf so sehr der Ruhe?“

„Unmöglich“, erwiderte der Doctor kurz; „wir wissen



Humbert I., König von Italien. (S. 592.)



Wesse in einer oberösterreichischen Dorfkirche. Originalzeichnung von H. Greil.

nicht, wie viele Verwundete wir noch bekommen werden, und gerade dadurch, daß ich Ihnen diesen Offizier überweise, kann ich dann Ihr Zimmer vor weiteren Ueberfüllungen frei halten."

Mathilde war zu der Bahre herangetreten, welche die Krankenträger auf den Wink des Doktors emporhoben.

Unmutig, aber doch voll mitleidiger Teilnahme warf sie einen Blick auf das bleiche Gesicht des Verwundeten. Mit einem schmerzlichen Schreien brach sie über die Bahre.

"Friedrich," rief sie, "o mein Gott, Friedrich! Er an Arel's Seite! Hält der Tod denn so unerbittlich Ernste unter allen, die meinem Leben nahe standen, als es noch Reiz und Hoffnung hatte! Und doch danke ich Gott, daß er es so gefügt hat, daß er es in meine Hand legt, auch dies Leben vielleicht dem Tode zu entreißen! O, er wird mich nicht mehr hassen, nicht mehr verachten dürfen, wenn ich ihn dem Leben und dem Glück erhalten habe. Aber auch sie ist hier," sprach sie leise, hinter der Bahre die Treppe hinaufsteigend, "auch sie ist hier, die er liebt — ist das nicht auch eine Fügung des Himmels, wäre es nicht ihr Recht, ihm Hilfe zu leisten? Will ich ihn denn für mich retten," sagte sie, indem flammende Rote in ihrem Gesicht aufstiegen, während sie den einsamen Korridor durchschritt; "o, ich weiß es, wohl hat er es geglaubt, daß ich aus schändem, niedrigem Eigennutz seines Vaters Pläne unterstützte, daß ich ihn für mich gewinnen wollte durch unwürdige List, darum hat er mich gehaßt, darum mich verachtet. Nun, ich will meine ganze Kraft daran setzen, ihn dem Leben wieder zu gewinnen, und dann will ich ihn zu ihr führen, die er liebt und die," fügte sie bitter hinzu, "vielleicht mehr als ich an den Erben von Hagenberg gedacht hatte, der er nun nicht mehr ist. Ich will seine Hand in die ihre legen, nachdem ich meine Pflicht gegen den jungen Freund erfüllt habe, dann wird er nicht mehr niedrig und schlecht von mir denken, dann wird er mich nicht mehr hassen, nicht mehr verachten dürfen."

Doch erhob sie ihr Haupt, stolz leuchteten ihre Blicke, aber dennoch zuckten ihre Lippen in wehmütiger, schmerzlicher Bitterkeit.

Friedrich wurde seiner nassen Uniform entledigt und auf das bereitstehende Lager gebettet.

Arel hatte sich nur einen Augenblick aus seinem Halbschlummer aufgerichtet, aber in seiner apathischen Schwäche dem Vergange seine Aufmerksamkeit geschenkt.

Mathilde ließ einen Wandschirm zwischen die beiden Lagerstätten aufstellen, damit die beiden Verwundeten sich nicht stören möchten. Noch mehr aber fürchtete sie, daß sie sich erkennen würden, bevor ihr Geist und ihre Körper kräftig genug wären, ein solches Wiedersehen zu ertragen.

Dann kam der Arzt, Friedrich zu untersuchen.

Eine Kugel hatte von der Stirn bis zum Hinterkopf die Kopfhaut fortgerissen und eine furchtbar und erschreckend erscheinende Wunde gemacht.

"Es ist nichts," sagte der Doktor, nachdem er genau untersucht hatte; "die Wunde da hat keine Gefahr; wohl mag das Gehirn stark erschüttert sein, da der Kranke noch bewußtlos ist, wir müssen auf starkes Fieber, vielleicht auf etwas Delirium gefaßt sein, aber, so Gott will, wird es nicht schlimm sein — vielleicht wird dieser junge Herr noch schneller hergestellt werden, als Ihr Bruder. Ruhe und immer wieder Ruhe ist die einzige Vorschrift, die ich Ihnen geben kann — ich werde einen kühlen Trank senden, damit das Fieber nicht zu stark wird."

Mathilde erfüllte sorgfältig des Arztes Vorschriften und ihre Pflege wurde ihr nicht zu schwer; denn Arel war freundlich gestimmt und fügsam und drückte nur von Zeit zu Zeit mit freundlichen Blicken und einem leise gestüßerten Dankeswort die Hand seiner Schwester, um dann bald wieder in seine Betäubung zurückzusinken, welche aber, wie die ruhigeren, kräftigeren Atemzüge bewiesen, sich immer mehr zu einem gesunden stürkenden Schlaf entwickelte, der die Bedingung eines Wiederauflebens der Kräfte gab und dem Arzt immer zuverlässigere Hoffnung einflößte.

Bei Friedrich hatten sich zwar heftige Fieberanfälle eingestellt; er öffnete zuweilen die Augen und sah starr umher, aber seine Augen hatten keinen Blick. Man sah es wohl, daß er nichts von seiner Umgebung wahrnahm; auch bewegten sich seine brennenden Lippen fast unaufhörlich in hastig gestüßerten Worten, aber diese Worte waren so leise und so abgebrochen, daß sie fast völlig unverständlich blieben und nur hin und wieder hatte Mathilde geglaubt, ihren eigenen Namen zu verstehen.

Leise, mit klopfendem Herzen hatte sie sich dann wohl vorgebeugt, um zu hören, ob nicht ein Wort der Liebe oder ein Wort des Unwillens sie treffe, aber alles hatte sich in jenes unverständliche durcheinanderschwirrende Geflüster aufgelöst, wie man es so häufig von den Lippen der schwer Fieberkranken hört.

Sie hatte also nichts weiter zu thun, als die Kranken zu überwachen, ihnen die verschiedenen Arzneien einzufügen und alle Zufälle auf das genaueste zu beobachten, um dem Arzt ihren Bericht erstatten zu können.

Sie hatte ihrer Mutter von der wunderbaren Fügung Kenntnis gegeben, welche Arel und Friedrich, beide verwundet und ohne daß einer von dem andern wußte, in einem Zimmer vereinigte.

Die Gräfin hatte sie prüfend und durchdringend an-

gesehen und sie hatte, flüchtig erröthend, vor dem Blick ihrer Mutter die Augen niedergeschlagen. Ein Wort hatte die Gräfin dabei nicht gesprochen, nur als sie wieder allein mit Agnes war, blickte sie lange sinnend in das bleiche Gesicht der schlummernden Kranken und sagte:

"Dies alles ist zu wunderbar, um an einen Zufall zu glauben. Ist es die Hand einer dämonischen Macht, die alle diese Menschenhefale hier vereinigt, um sich des gebrochenen Glückes und der leidenden Herzen zu erfreuen, oder ist es die gütige Vorsehung, welche alles zu freundlichem Ende führen wird?"

Mit erneutem Eifer setzte sie Tag und Nacht ihre ganze Kraft daran, Agnes dem Banne zu entreißen, in dem sie gefangen war, es mußte ja gelingen, das finstere Nachwerk der unseligen Frau zu zerstören, an welche sie sich nicht mehr bittend wenden wollte, aber immer wollte der Erfolg ihre Mühe nicht belohnen, trotz aller angewendeten Mittel, trotz aller freundlichen und ernstesten Zusprüche wurde Agnes von Tag zu Tag schwächer, wie ein langsam verlöschendes Licht.

Der Arzt, den — abgesehen von den angewendeten menschlichen Mitteln — der eigentümliche Fall wissenschaftlich interessierte, bot alles auf, um die Krankheit zu wenden, aber immer vergebens, und das einzig übrig bleibende Mittel, der Kranken Arel selbst zu zeigen, konnte immer noch nicht angewendet werden, da dessen Heilung zu langsam fortschritt, als daß sein Anblick der Kranken hätte die Gewissheit seiner Wiederherstellung einflößen können. Eine so heftige Aufregung ohne die unbedingte Sicherheit des Erfolgs wollte aber der Arzt nicht wagen.

(Schluß folgt.)

König Humbert I. von Italien.

(Porträt S. 590.)

Die Berliner Reise des Königs Humbert und die begleitenden Umstände derselben haben ihr eine große politische Bedeutung verliehen. Die Romfahrt Kaiser Wilhelms II. und der so schnell erfolgte Gegenbesuch des Königs von Italien brachte es in offenkundiger Weise zum Ausdruck, welch herzliches und enges Bündnis zwischen den Herrscherhäusern und Völkern Deutschlands und Italiens besteht. Der große Teil unserer Leser, denen es nicht vergönnt war, dem Einzug König Humberts beizuwohnen und die glänzenden Berliner Festtage des 21. bis 25. Mai mitzuleben, wird es uns danken, wenn wir ihm den treuen Verbündeten Deutschlands wenigstens im Bilde vorführen.

König Humbert (Umberto), der am 14. März 1844 geboren wurde, ist der älteste Sohn Viktor Emanuels II., aus der Ehe mit der Tochter des Erzherzogs Rainer von Oesterreich. Er beteiligte sich als junger Mann schon mit der ganzen Energie seines Wesens an den Einheitsbestrebungen und nahm als Lieutenant 1859 an dem Feldzug gegen Oesterreich teil, kommandierte auch später, 1866, eine Division, und übernahm dann, 1870, das Kommando der Division in Rom. Im Gegensatz zu seinem Vater, der sehr franzosenfreundlich gesinnt war, strebte er eine Allianz Italiens mit Deutschland an und machte schon 1872 einen Besuch in Berlin, wo er mit offenen Armen aufgenommen wurde. Am 9. Januar 1878 bestieg er den italienischen Thron, leistete am 19. Januar den Vereidigungseid, erließ eine umfassende Amnestie und eröffnete am 7. März das Parlament. Seine ernste Natur hat anfangs etwas Befremdendes, wirkt aber nur um so fesselnder, wenn man diesem festen Charakter, dem das Herz aus dem rechten Fleck sitzt, näher tritt, und seine edle Gemahlin — Margarete, die Tochter des Herzogs von Genua, geboren am 20. November 1851 — die ihm treu zur Seite steht und durch die Anmut ihres Wesens nicht nur die aristokratischen Kreise der Hauptstadt entzückt, sondern auch die Herzen des Volkes gewonnen, bildet eine glückliche Ergänzung für seinen Lebenslauf, dem so selten ein Lächeln abzugewinnen ist.

An den Ufern der Marne.

(Bild S. 594.)

Unser Bild führt uns nach Nogent-sur-Marne, einer der amütigsten Sommerfrischen der Pariser Umgegend. Vom Bastilleplatz aus erreicht man mit der Eisenbahn das kleine Städtchen in kaum einer halben Stunde. Es liegt am nordöstlichen Saum des von der Arbeiterbevölkerung vielbesuchten, prächtigen Bois de Vincennes, und nicht weit entfernt von jenem Champigny, das die Württemberger im November 1870 gegen die Pariser Ausfallstruppen so brav verteidigten.

Nogent ist an Villen sehr reich, und an seinem Ufer entlang reiht sich Restaurant an Restaurant; vor einem derselben sitzt unsere recht buntfarbige Gesellschaft, der es sogar nicht an einer jener musikalischen Familien fehlt, welche die Höfe der Pariser Häuser unsicher machen, an dem obligaten Harfner und der italienischen Wagnon mit dem Tambourin nämlich.

Zwei der Ganotiers sind offenbar ihres Handwerks müde, denn der eine macht der Kellnerin den Hof, der andere blickt mit seiner Dame — wie jemand, der kein Tagewerk vollbracht hat und die verdiente Ruhe genießt — gleichgültig hinab auf die kleine Bootspartie, die sich unten engagiert. Handelt es sich bei dieser wirklich nur um Sportsinteressen? — Schwerlich! Die Mutter freilich sitzt bereits im Boot als Tugendwächterin und streckt sogar jählich warnend die Hand aus, damit das jartbeschulte Fräulein des Töchterleins kein unfreiwilliges Bad nehme; aber der junge Mann, welcher der Knechtlichen so galant die Hand reicht, denkt gewiß an ganz andere und viel lieblicheren Dinge, als an den Wasserport. Ob das nicht eine kleine Verlobung geben wird, bei der Mutter und diskreter Freund

die Zeugen abgeben? Der Vater allein kann entscheiden, ob wir uns getäuscht haben, die Herren Vater aber antworten dem Indistinkten, der nach ihren tiefsten Intentionen forscht, bekanntlich immer nur mit einem geheimnisvollen Lächeln, genau so wie Goethe, wenn man ihn über den zweiten Teil des Faust auszufragen versuchte.

Fahrende Leute.

(Bild S. 595.)

I.

Zwei Männer hatten einmal ihr Geld vereinigt und zogen mit einer kleinen Menagerie, welche sie sich von demselben angeschafft, durch ihr Vaterland. Italiener waren es. Der eine wurde von den Leuten Zio (Onkel) Mario genannt, der andere hieß Russo. Die Menagerie bestand aus einigen Bären, Hyänen, Schakalen, ein paar Papageien, Affen und einer Brillenschlange, welche stets, in Baumwolle gewickelt, in einer Kiste schlief. Auch ein paar gelehrte Pferdchen waren da, welche das Alter errieten und multiplizieren konnten. Hunde waren im Ueberflusse vorhanden: Wachhunde, welche den Wohnungswaggon des Nachts vor Strolchen schützten, und Hunde, welche Künste machten. Mit den Jahren heirateten Zio Mario und Russo. Der eine verliebte sich in eine „Frau ohne Unterleib“, das heißt in ein hübsches Mädchen, welches in einem Bezirkspiegelkasten saß, so daß es aus- und wieder ihre Oberleib aus einem Tische heraus; und der andere in eine Riesendame; sie heirateten dieselben. Nach so und so viel Monaten wurden beide Väter. Väter von Knaben. Der Knabe Marios wurde Rosina getauft. Denn Zio Mario war ein dicklippiger Mensch, der sich ein Mädchen eingebildet hatte, und als es ein Knabe war, bestand er doch darauf, ihm den Namen zu geben, welchen er „ihr“ im Vorhinein schon gegeben hatte. Als der Pfarrer Anstand nahm, einen Knaben Rosina zu taufen, sagte Zio Mario ganz jernig: „Gut, dann soll er gar nicht heißen!“ Da mußte der gute Pfarrer nachgeben. Der andere Knabe ward Manfredo getauft.

Zum Glück blieb dem armen „Rosina“ der Name nicht, ebensowenig wie dem Manfredo. Bei den Vagabunden sind nämlich stets nur Epitheta im Gebrauche. Und da Rosina ein goldblonder, zarter Junge war, nannten ihn die Leute bald „Weizenkorn“, und da Manfredo ein brauner, schwarzhaariger Burke war, nannte man ihn zur Unterscheidung „Lebluch“.

Die beiden wuchsen heran, wie eben Kinder herumziehender Strolche aufzuwachsen pflegen, ohne lesen und schreiben zu lernen. Als ganz kleine Kinder schon zeigten die beiden eine ganz eigentümliche Aehnlichkeit gegen einander. Wenn man sie in dieselbe Wiege legte, sah Weizenkorn in einem Anfall von meronischer Gelüste Lebluch in die Nase, und Lebluch bis in die Wangen Weizenkorns. Sobald sie Zähnechen kriegten, mußte man sie in verschiedene Bettchen legen.

Ihre erste Jugend war eine Reihe gegenseitiger Faustkämpfe und Sträflingkeiten jeder Art, die sie einander übrigens nicht nachtrugen. Nachdem sie sich windelweich und pfaffenwengel geprügelt und gewischt hatten, plätscherten sie friedlich neben einander in dem Zeiche des Porzells, wo sie eben Vorstellungen gaben, in Gesellschaft der kleinen Dolorida, des Kindes der Signora Delfini, der besten Kassirerin des Unternehmens, welcher man nachsagte, daß sie in den Strümpfen (welche sie eben nicht trug) lauter Thaler habe, die ihr an der Kasse aus Versehen hineinfielen.

Die Geschäfte gingen nicht schlecht, denn die Bären tanzten, die Hyänen krächten und die Hunde wachten, ganz abgesehen davon, daß die Papageien bissen, die Affen sich kratzten und die Schlange sich faul in ihrer Wanne ringelte. Und bei solchen „Wertwürdigkeiten“ geht immer Geld ein vom armen Publikum. Ich für meinen Teil würde nur Entrée hergeben, wenn Bären krächzen, Hyänen tanzen und Hunde in Wanne schlafen würden — das wäre doch etwas. Aber das Publikum ist eben dumm, wie alle Leute vom „Geschäfte“ wissen.

Das Geschäft florirte demnach, und da dem Zio und dem Russo damit der Hochmut kam, beschloßen sie, ihre Kinder lesen und schreiben lernen zu lassen.

Weizenkorn und Lebluch sträubten sich dagegen, und wenn man sie in eine Schule bringen wollte, legten sie sich schreiend, mit gesträubten Haaren unter den Wohnungswagen und trochen erst zum Abendessen hervor.

Als aber die kleine Dolorida anfing, in die Schule zu gehen, folgten sie willig der Geißel. Weizenkorn lernte auch wirklich buchstabieren und schreiben, aber Lebluch brachte es nie über das Alphabet hinaus.

Das brachte einige Mißbilligkeiten zwischen dem blonden Rosina und dem goldbraunen Manfredo, dem Weizenkorn und dem Lebluch hervor, und sie lagen sich mehr als je in den Haaren.

„Ich weite“, sagte Weizenkorn in aller Morgenfrühe zu Lebluch, „daß Du mich nicht zu Boden werfen kannst.“

Lebluch-Manfredo sagte ruhig: „O ja!“ und hieb den zarten Rosina auf die Erde, daß der Staub in die Höhe wirbelte. Der blonde Rosina war ein braver, sanfter Junge und lernte bald Teller drehen, jonglieren, auf Stelzen gehen, auf dem Kopfe stehen, kurz, alle Künste, welche die Menageriepauken ausfüllten. Er versprach ein „Künstler“ zu werden, während Lebluch-Manfredo mit seinem braunen, hübschen Gesichte und seinen schwarzen Haaren nichts verstand, als sich mit den Bären zu wälzen.

Der alte Zio Mario war stolz auf seinen blonden Rosina und sagte zu seiner Gattin ohne Unterleib: „Unser Sohn wird ein Phänomen. Und ich weite, er wird einmal der Mann der kleinen Dolorida mit den harten Thälern.“

Die Gattin ohne Unterleib sagte: „Jedenfalls!“ Und der blonde Rosina-Manfredo rief: „Ach ja, Dolorida muß meine Frau werden!“

Der hübsche, schwarzäugige Manfredo-Lebluch sagte nichts. Aber eines Tages, als er mit Dolorida nach dem Schluß der Vorstellung heimging zum Wohnungskarren, packte er sie um die Mitte und sagte, daß sie ein schönes Mädchen sei. Sie ließ sich lächeln, lachte dann und gab ihm eine Ohrfeige. „Was unterstichst Du Dich?“ sagte sie.

Der goldbraune, schöne Junge schüttelte sich das schwarze

Haar aus der Stirne und sagte: „Ich? Nichts. Ich möchte Dich nur einmal heiraten.“

„Du — mich?“ lachte die hübsche Dolorida. „Sieh Dich nur an!“

Manfredo sah sich erschaut an, von den nackten braunen Brüsten bis unter die Knie. Weiter hinauf konnte er nicht sehen. Er sah keine schuldigen Fäuste, keine stolze, gekrümmte Nase und keine fleckige Bluse. Da ward er ganz kleinmüthig und seufzte. Aber Dolorida streichelte ihn und nahm aus ihrer Tasche Zunderzeug (ihre Mutter, die reiche Kassirerin, lebte wie eine vornehme Dame) und sie setzten sich auf den Wiesenrain, und Dolorida steckte dem Lebhaften Zunderzeug in den Hals und sagte: „Siehst Du, Lebhafter-Manfredo, ich möchte Dich ja gern heiraten, wenn die Zeit kommt; aber Du bist nichts, kannst nichts, weißt nichts. Und meine Mutter will mich nur einem „Künstler“ geben und hat mich für den blonden Kosina bestimmt, der so schön Teller drehen und brennendes Berg schlucken kann!“ Sie sagte das so traurig, daß Lebhafter sie tröstete, dann fing er aber selber zu weinen an, so daß sie ihn wieder streicheln mußte, und dann aßen sie unter Thränen ihr Zunderzeug und gingen heim.

Es war dies eine schöne Sommernacht, und da Rio Mario in dem Städtchen in einem Wirtshaus Kartenlüste machte und seine Frau ohne Unterlaß sich produzierte, waren nur der alte Russo und die Bären, die mit den Hunden im Freien kampierten, während die Hyänen und die Schlange in den Käfigen schliefen, hier, um den Wohnungswagen zu bewachen.

Der alte Russo hatte sich ins kühle Gras gelegt und schlief; sein Sohn Lebhafter lag neben ihm, die Hunde um sie herum. Im Wohnungswagen lockte das Nachtmahl, und Weizenkorn-Kosina, der es zu beaufsichtigen hatte, spielte auf der hinteren Galerie des Wagens mit einer Schnur, an welche ein Stück Spieß gebunden war, und neckte damit die Hunde. Es war eine stille, dunkle, herbstliche Nacht.

Aus dem Rauche, welcher dem Kamine entströmte, flogen lauffähige Funken in den Wind, denen Lebhafter-Manfredo zuschaute. Plötzlich sah er, daß einer der Funken in der Strohdede des Wagens zu glimmen begann und die gestochene Strohdede entzündete, welche auf dem Wagen lag.

„Das ist gut,“ sagte der Knabe. „Jetzt verbrennt der Wagen und Weizenkorn auch mit, und er wird Dolorida nicht mehr heiraten können.“ Und laut rief er Weizenkorn-Kosina zu: „Ich wette, Du wirst Dolorida nicht heiraten, wenn Du groß bist!“

„Ich werde sie heiraten!“ höhnte Weizenkorn-Kosina herüber. Manfredo lachte und schaute. Aber wie das Gesicht wirklich zu brennen begann, schrie er wie närrisch: „Weizenkorn, rett: Dich!“ — und rief seinen Vater aus dem Schlafe und zeigte ihm, wie die Bären ängstlich am Wagen emporprangen, als wollten sie helfen, und der alte Russo sprang auf und lief nach Wasser und löschte das Glühende.

Als die Gefahr vorbei war, stürzte aber Weizenkorn-Kosina auf Lebhafter-Manfredo und fing an, ihn mit den Fäusten zu bearbeiten. Manfredo gab ihm einen Hieb ins Gesicht und rief: „Warum schlägst Du mich?“

„Weil Du mich nur gerettet hast, um Dich vor Dolorida schön zu machen!“ schrie Weizenkorn-Kosina. Und sie prügelten sich so lange, bis der Alte einen Bären zwischen sie schickte. Aber Weizenkorn wurde aus Schrecken krank und Dolorida pflegte ihn so mitleidig, daß der Blonde sich ein Herz nahm und sie fragte, ob sie ihn heiraten wolle, wenn die Zeit gekommen sei.

Da wandte sie sich jedoch stolz um und sagte scharf: „Ich werde niemals einen „Tellerdrehen“ heiraten!“

II.

Dann kam die Zeit, daß beide Jungen zum Militär mußten. Als sie mit den anderen Rekruten zur Stadt zogen, ging Weizenkorn in der ersten Reihe, ganz ausgestattet von der reichen Kassirerin, welche in ihm schon den künftigen Gatten ihrer hübschen Dolorida sah. Er trug eine neue Bluse, seine Augen waren vom Weinen so rot wie die eines Kaninchens und von seinem großen Gute fatterten acht Ellen rote Bänder.

Der arme Lebhafter ging in der letzten Reihe in seinem schäbigen Anzuge und in seiner zerlumpten Mütze. Aber auf dem Wege wachte er sich loszumachen, da er Dolorida hinter einem Weidenbaume weinen sah, lief auf sie zu und bekam zwei zärtliche Küsse, eine Menge Zunderzeug und eine Börse mit ihren Ersparnissen mit auf den Weg.

So kamen beide zu verschiedenen Regimentern. Der eine nach Neapel hinunter, der andere nach Rom hinauf. Weizenkorn, welcher lesen und schreiben konnte und fleißig und ordentlich im Dienste war, brachte es bis zum Korporal. Lebhafter war ein tapferer Soldat, konnte sich aber nie in die Disziplin fügen, kam aus einer Strafe in die andere und blieb Gemeiner. Nach einigen Jahren geschah es, daß die beiden Regimenter in einen verschmolzen wurden, und die jungen Männer sahen einander wieder. Als sie sich zum erstenmal im Kasinohof fanden, fielen sie einander um den Hals, gingen miteinander in eine Osteria und wurden in der Nacht arretirt, da sie sich jämmerlich geblüht hatten.

Als sie wieder frei wurden, benötigten sie den ersten Ausgang und gingen spazieren. Auf einer Brücke blieben sie stehen und Weizenkorn sagte zu Lebhafter:

„Ich wette, daß Du es nicht wagen würdest, mich in den Fluß zu werfen.“

„Warum nicht?“ fragte Manfredo.

„Weil ich Dein Korporal bin.“

Sogleich schloß Manfredo seinen alten Feind Kosina am Kragen und an den Beinen und derselbe flog kopfüber in das Wasser.

Kosina war ein schlechter Schwimmer, plätscherte eine Weile, schnappte nach Luft und sank.

„Ist das ein dummes Kerk!“ lachte Manfredo, der ihm zuschaute. „Jetzt ertrinkt er und wird Dolorida nicht heiraten.“ Aber als Kosina nicht wieder erschien, sprang Manfredo ins Wasser, tauchte unter und brachte ihn an einem Büschel seiner blonden Haare wieder ans Land. Sobald Kosina wieder Luft schnappen konnte, stürzte er sich auf seinen alten Feind und bläute ihn durch. Als Manfredo sich über diesen Undank klar wurde, gab er dem blonden Kosina einen solchen Haukschlag über die Nase, daß derselbe von der Stunde an krumm blieb.

Als endlich die Zeit gekommen war, wo die beiden Feinde das Militär verließen, kehrten sie nach Hause zurück. Zu Rio Mario, Russo, der diesen reichen Kassirerin mit den Thälern in den Strümpfen, den Bären, Hyänen, Schakalen, Papageien und der Schlange, welche noch immer regungslos in der Wölle lag.

Sie wurden von allen (die Schlange ausgenommen) mit heller Freude empfangen und verbrachten einen glücklichen Abend miteinander. Am andern Tage aber ging es von neuem los.

Die dicke Kassirerin nahm ihren Liebbling, den blondhaarigen, sanften Künstler Kosina, beiseite, hatte eine lange Unterredung mit ihm, führte ihn dann zu ihrer Tochter Dolorida und sagte: „Dolorida, Kosina, dieser brave Soldat, welcher es bis zum Korporal gebracht hat, ist zurückgekommen. Er ist ein echter Künstler geblieben, ich habe ihn unter vier Augen geprüft: er kann Teller drehen wie Mr. James, auf den Händen gehen wie Signor Frisco und Purzelbäume in der Luft machen wie ein Gott. Er ist Dir treu geblieben und will Dich heiraten. Ich gebe euch meinen Segen und meine Strümpfe — ich will sagen Thaler. Nehmt euch!“

Da richtete sich aber die kleine, hübsche, dunkeläugige Dolorida auf und sagte: „Es thut mir leid, Mama, aber ich kann Signor Kosina nicht heiraten.“

„Und warum nicht?“ fragte die dicke Kassirerin, vor Zorn eine Stellung einnehmend wie ein gereizter Stier in der Arena. „Weil ich gestern abend meinem Manfredo das Jawort gegeben habe. Er ist mir auch treu geblieben.“

„Aber er ist nicht Korporal geworden!“ rief Kosina. „Aber er kann nicht einmal auf dem Kopfe stehen!“ rief die Kassirerin.

„Er kann nichts, als die Bären füttern!“ knirschte Kosina. „Er ist keine Künstlernatur!“ drohte die Kassirerin.

„Er ist so braun wie eine geröstete Kastanie!“ wüthete Kosina. „Aber ich liebe ihn!“ entgegnete das hübsche Mädchen einfach.

Dagegen ließ sich nichts sagen. Doch rief die Kassirerin, noch grün vor Zorn: „Ich gebe euch keinen Strumpf!“

„Das thut mir leid,“ sagte Dolorida trotzig. „Aber ich will lieber ohne Deine Strümpfe durchs Leben gehen, Mama, als mit dem Signor da — auf dem Kopfe stehen.“

Die kleine Dolorida war ein entschlossenes Mädchen, und man wußte, daß sie that, was sie wollte. So wurde sie die Braut des schwarzhaarigen, braungefährigen, schönen Manfredo.

Aber der blondhaarige Kosina schwur seinem alten Feinde Rache.

Er beschloß ein Mittel, um die Bären „betrunken“ zu machen. Er hatte es von einem alten Fütterer erhalten, der den jungen Burschen lieb gehabt, und das niemand kannte. Wenn ein Bär dieses Mittel im Futter bekommen, wurde er wie betäubt — berauscht wie ein Mensch. Er blieb dann faul und träge. Nur wenn man ihn in einem solchen Zustande reigte, wurde er wüthend und zerriß jeden, der ihm in die Nähe kam.

Am Abend war große Vorstellung in der Stadt in der Lombardie, in welcher sie eben weilten. Ehe man das Publikum zuließ, wurde den Tieren „Toilette gemacht“, wie es in der Vagabundenprache heißt, das heißt die Käfige wurden gereinigt, den wilden Tieren wurden Befähigungsmittel eingegeben und so weiter, die Schlange in der Wölle wurde erdarrt.

Da ging auch Kosina an den Bärenkäfig und ließ die beiden größten Tiere heraus, um den Käfig zu reinigen. Dem großen sibirischen Bären — einem entsetzlichen Tiere mit riesenhaften Gliedern — streichelte er das zottige Haupt und gab ihm einen jener Kuchen in den Rücken, welche man in der Compagnia Mario eigens für die Bären zu baden pflegte. Er hatte diesen Kuchen aus der eigenen Tasche gezogen; denn es war ein von ihm besonders bereiteter Kuchen, welcher von dem schrecklichen Mittel „Erio“ getränkt war. Der Sibirier verschlang denselben auf einen Schluck.

Nachdem die Käfige gereinigt, begann die Vorstellung. Während der alte, dicke Mario draußen die beiden kleinen gelehrtten Pferde ihre Kunst machen ließ, wurde der große Bärenkäfig langsam hinausgeschoben.

„Ich wette,“ sagte Kosina zu seinem Nebenbuhler und „Jugendfeind“, „daß Du heute nicht in den Käfig des sibirischen Kerls gehst und die Produktion mit den Pistolen und Reifen machen möchtest!“ Er war sehr blaß, wie er das sagte, und seine Augen hatten einen seltsamen fahlen Glanz.

„Ich wette, ich thu's dennoch!“ sagte Manfredo. Und als der Wagen draußen war, ergriff er die Reifen, die Pistole, die Peitschen und sprang in den Käfig des Sibiriers, welcher faul und wie bewußtlos, einem Trunkenen gleich, in der Ecke lag. Nur hatte derselbe die Augen nicht ganz geschlossen, sondern schielte mit rothglühenden Blicken zwischen den Ebern vor.

Manfredo fing an, ihn mit dem Eisen und der Peitsche aufzuwachen, damit er seine Kunst mache. Als er noch immer regungslos liegen blieb, gab er ihm einen Fußtritt, denn er hatte nicht gemerkt, wie der Blick des Tieres immer glühender wurde. Jetzt richtete sich dasselbe in seiner ganzen Größe zitternd und drohend auf und die Augen sprühten Flammen und ein tiefes Röcheln tönte aus seiner Brust.

Da erscholl ein gellender, heiserer Schrei. Es war Kosina, der ihn ausließ. Er stürzte mit einem Satz auf den Bärenkäfig zu, riß die Thüre auf, sprang hinein, faßte mit übermenschlicher Gewalt seinen Nebenbuhler, den, welchen er hatte verderben wollen, und warf ihn aus dem Käfig. Er selber hatte nicht mehr Zeit, ihm zu folgen, denn der Bär hatte sich in einem Wutausbruch auf ihn gestürzt, ihn mit den riesigen Pranken zu Boden geschlagen und zerfleischte den armen Kosina mit Zahn und Klauen, daß bald nur noch eine unkenntliche Masse übrig war.

Es sind viele Jahre seitdem vergangen. Manfredo und Dolorida sind ein glückliches Paar geworden. Sie haben die Menagerie längst aufgegeben und haben mit den Strümpfen der dicke Kassirerin ein großes Café in Genf in Besitz, welches den seltsamen Titel führt: „Zum Weizenkorn.“

Pastille.

Zur Rosenzeit.

(Wald S. 587.)

Zur Rosenzeit, am Gartenzaun,
Da flüstert's hin und her;
Die Knospen wollten viel wissen schon,
Die Blumen noch weit mehr.

Zur Rosenzeit, am Gartenzaun,
Ein Menschenknosplein stand
Und hielt, sie wußte wohl auch schon 'was,
Ein Zweiglein in der Hand.

Zur Rosenzeit, am Gartenzaun,
Ein Stimmlein zingend spricht:
Ihr seid so schön und ihr wisset so bald —
So thut doch Liebe nicht?

Nach zwanzig Jahren.

Erzählung

von

E. J. Liebetreu.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Sage, mein Junge, wie bist Du gerade auf den Gedanken gekommen, dieses von der Stadt doch ziemlich weit abgelegene Landhaus zu kaufen! Zwanzig Jahre steht es unbewohnt, nur Spinnen und Mäuse haufen darin. Die alte Wetterfahne auf dem Dach ist schon ganz heiser vor Altersschwäche, und wenn nicht der üppige Efeu hier auf der Gartenseite die Wände mitleidig bedeckt, ich glaube, das Ganze erschiene wie eine Ruine aus alten Zeiten! Nun, gar hier erst im Garten! Alle Wege von Unkraut überwuchert, das Unterholz unburchbarlich, und die Weisen und Zeigeln auf den Bäumen schauen uns an, als wollten sie fragen: „Was wollt ihr denn eigentlich hier?“ Sage, mein Junge, wie bist Du auf diesen absonderlichen Gedanken gekommen?“

So sprach ein alter, freundlich blickender Herr zu einem jüngeren Manne, aus dessen geistreichem, bartumrahmtem Gesicht sich ein leichtes Lächeln ob der langen Rede des andern hervorwagte. „Gerade um Dir die Gründe zu erzählen, lieber Onkel, habe ich Dich gebeten, hieher mit mir auf mein neues Tusculum zu kommen.“ „Rektes Tusculum,“ brummte der Alte. „Sieh, Onkel, ich bin romantisch veranlagt.“ „Das Reueste, was ich höre. Bis jetzt wenigstens habe ich davon nichts bemerkt.“ „Das glaube ich. Ich wollte auch erst zu etwas kommen, bevor ich Dir diese Schwäche offenbarte. Jetzt bin ich so weit und gedenke hier nach vollbrachtem Tageswerk, fern von den Älten des Gerichtes, mir neue Lebenskraft in der stillen Natur zu holen. Vor allem, lieber Onkel, versuchen wir, ob jene morsche Bank unter der Buche uns noch tragen kann. Du wirst müde sein.“

„Wenn wir mit dem alten Gestell zusammenbrechen, zahlst Du die Kurkosten.“

„Gern, lieber Onkel. Aber Du siehst, die Bank hält. Nun höre also. Du weißt, ich habe als Richter das Departement der Erbschaftsangelegenheiten unter mir.“

Vor drei Wochen nahm ich ein altes Aktenstück in die Hand, welches nach dem Terminkalender am 2. Mai dieses Jahres dem betreffenden Richter vorzulegen war. Ich blätterte in dem Dokument und fand darin ein vergilbtes, vom Notar ordnungsmäßig abgefaßtes Papier. Darauf stand:

„Ich, Pietro di Castallare, Besitzer des Landhauses, Hypothekenbuch XIV., Folio 1482, bestimme hiermit, daß benanntes Landhaus nach meinem Tode verschlossen wird und zwanzig Jahre unbewohnt bleibt bis zu meinem Tode. Dann soll der Bürgermeister der Stadt dasselbe freihändig verkaufen und die Kaufsumme der Armenkasse überweisen. Erben, welche Anspruch an mich haben könnten, sind nicht vorhanden, und ich habe, laut beigefügten notariellen Beglaubigungen, das freie Recht, über dieses mein Vermögen zu verfügen. Helmenberg, den 19. Februar 1864.“

Unter diesem Schriftstück stand in lakonischer Kürze:

„Herr Pietro di Castallare ist am 3. Mai 1864 mit einem Stilet in der Brust tot im Walde, nahe dem Landhause, aufgefunden worden. Die gerichtliche Untersuchung stellte Selbstmord fest. Nach Erklärung des Physikus ist der Tod am 2. Mai 1864 erfolgt, mithin ist dieses Aktenstück dem Richter am 2. Mai 1884 zu produzieren und das Nötige zu veranlassen. Helmenberg, den 4. Mai 1864.“

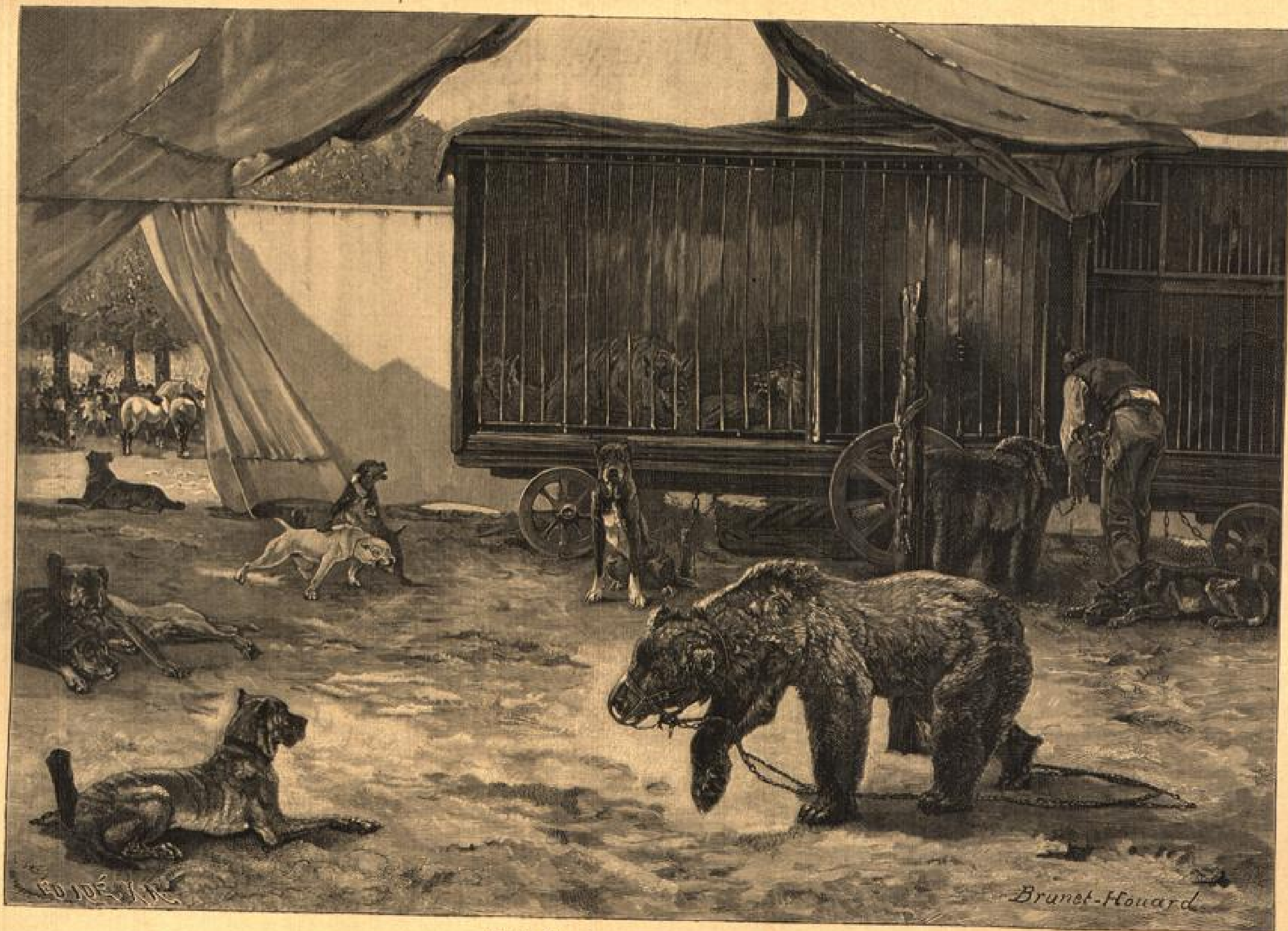
Huster, königlicher Notar.“

Die Sache war interessant, romantisch. Ich las das ganze Aktenstück. Daraus ging hervor, daß Castallare zwei Jahre vor seinem Tode dieses Grundstück gekauft und mit seiner jungen Frau Elvira — nach den Akten ist sie dreißigjährige Jahre alt gewesen — daselbst in sehr guten Verhältnissen bewohnt habe. Am 2. Mai 1863, also gerade ein Jahr vor dem Selbstmord, ist die Frau



An den Ufern der Warne. Gemälde von J. Eschberg. (S. 592.)

Nach einer Photographie von Ed. Braun & Cie. in Bernach und Paris (Verstärker: Hugo Graef in Leipzig).



Fahrende Leute. Gemälde von Brunet-Houard. (S. 592.)

gestorben, wahrscheinlich hat sich also der Mann an ihrem Todestage aus Gram das Leben genommen."

"Eine sehr hübsche Geschichte!" spottete der Onkel. "Darum also hast Du das Haus gekauft?"

"Ehrlich gesagt, nein. Aber der Preis war mäßig, das Grundstück, der wilde Garten gefiel mir, und da das Haus im Volksmunde zum 'Gespensterhaus' geworden, hatte sich kein Käufer gefunden. Zudem hatte das verstaubte Mobiliat einen hohen Kunstwert; es war im reinsten italienischen Renaissancestil gehalten, und da habe ich die jetzt herrschende Manie für Kuriositäten gut ausbeutet. Hier in der Stadt hätte ich kaum hundert Thaler für den alten Trödel, wie der Händler die Sachen nannte, erhalten. Ich ließ einen Experten aus der Residenz kommen und der gab mir an dreitausend Thaler. Nun, Onkel, da wirst Du wohl als durchaus nicht romantisch veranlagter Geschäftsmann zugeben müssen, daß —"

"Du einen guten Kauf gemacht hast. Gewiß, gewiß. Also den ganzen Trödel verkauft?"

"Bis auf ein goldenes Medaillon, das ich im Geheimfache eines Schreibtiſches fand. Ich habe es der vorzüglichen Arbeit wegen, welche an die besten Werke Benvenuto Cellinis erinnert, behalten. In demselben befand sich das Porträt eines schönen jungen Mannes mit schwermütigen Zügen."

"Wahrscheinlich ihres Vaters."

"Möglich, doch, wie ich glaube, nicht wahrscheinlich, denn Castallare wird als Italiener schwerlich blond gewesen sein. Vielleicht war es das Bild des Vaters der Frau in seinen Jugendjahren, denn sie war nach den Akten von deutschen Eltern. Doch, lieber Onkel, der Abend bricht an, Du mußt wegen Deines Reisens die Nachtlust vermeiden. Komme nur noch bis zum Ende des Gartens, damit Du mein ganzes Königreich inspizierst hast."

"Meinetwegen. Aber rund herausgesagt, die Geschichte gefällt mir nicht."

"Bist Du abergläubisch?" neckte der Nefle.

"Unsinn! Aber — die Sache gefällt mir nicht! Nun, da sind wir ja schon an der Gartenmauer, also jetzt zurück!"

"Sieh, Onkel, wie dort zwischen dem Epheu sich Maiglöckchen hindurchzwängen. Mein Eigentum! Erlaube, daß ich Dir für die Rante einige mitgebe."

"Romantiker! Na, wie Du Jurist geworden, ist mir auch ein Rätsel, lieber Otto!"

Lachend war Otto durch das äppige Gras zum Epheu geschritten und pflückte die Maiglöckchen. Plötzlich blieb er staunend in gebückter Stellung stehen: er hatte beim Auseinanderbiegen des Laubes einen kleinen weißen Marmorstein bloßgelegt. Darauf stand: "Elvira".

Er stutzte, doch hielt er es für besser, dem nicht gut aufgelegten Onkel den Fund zu verschweigen. Um sich nicht zu verraten, blickte er wie suchend nach anderen Blumen zwischen die Blätter. Da lagen noch zwei ebensolche Steine! Der eine davon rechts, der andere links vom erstgefundenen, wohl zwei Schritte von einander entfernt. Er bog das Grün auseinander. Auf dem linken stand: "Er", auf dem rechten: "Io".

Ein eigentümliches Gefühl überlief den jungen Mann. "Aber Otto Clemens," rief er sich selbst zu, "Du wohlgeprüfter königlicher Gerichtsrat, Du willst Dich auf Deine alten Tage noch verblüffen lassen?"

Dann richtete er sich auf und brachte dem Onkel mit heiterer Miene die Blumen.

Plaudernd gingen beide noch einmal durch das öde Haus und ihre Tritte hallten von den kahlen, verstaubten Wänden zurück. Dann schloß Clemens die Haustür, beide bestiegen das wartende Gefährt und fuhren zur Stadt. Das Gespräch wollte nicht recht in Fluß kommen.

Am andern Morgen fuhr Clemens ziemlich verstimmt wieder nach seiner neuen Wohnung. Er hatte recht schlecht geschlafen, die drei Steine hinten im Garten hatten ihm häßliche Träume verursacht.

Bald war sein Ziel erreicht. Arbeiter, welche er dorthin bestellt hatte, warteten schon auf ihn. Er trat mit ihnen in das Haus und erteilte seine Anordnungen. Einige mußten sich im Garten zu thun machen, andere hatten die alten, verwitterten Fensterläden auszuheben und mit dem Maurerpolier nahm er die Messungen der einzelnen Räume des Hauses vor, um darnach den Plan des Ausbaues des Hauses festzustellen. Die Dielen der Zimmer waren nach dem Wegschaffen der Möbel noch nicht gereinigt; hier lag Stroh und Staub, dort der Rest einer alten Gardine und ähnliche wertlose Dinge.

Sinnend durchmaß Clemens mit langsamen Schritten das größte Zimmer im ersten Stock. Er bedauerte jetzt, daß er nicht genauer beim Wegschaffen der Möbel auf Papiere gefahndet hatte, die ihm möglicherweise Aufschluß über die geheimnisvollen Steine hätten geben können. Dort an der Längsseite des Zimmers hatte der Damenschreibtisch gestanden; die hellere und dunklere Färbung der Tapete, auf welche die Sonne silhouettenartig die Umrisse der Hinterwand des Schreibtisches markiert hatte, fiel ihm auf. Er blickte scharfer auf die Wandfläche, er studierte genau das Muster der Tapete, wie es wohl der Kranke thut, der einsam auf seinem Schmerzenslager die Linien der Wandzeichnung verfolgt.

Plötzlich fuhr er auf. Er sah, daß eine handgroße Thür sich durch die Ritzen der Tapete abhob. Ein ge-

heimtes Fach! Er bemühte sich, die Thür zu erbrechen. Als ihm dies nicht gelang, rief er einen Arbeiter, welcher mit einem Brecheisen leicht die kleine eiserne Thür aufsprengte.

Sein Herz klopfte gewaltig, doch — nichts fand er in dem kleinen Behältnis als Staub. Er schüttelte den Arbeiter hinaus, um noch einmal sorgfältig zu prüfen. Er wuschte den Staub weg und fand nichts als einen vergilbten Briefbogen. Er schlug ihn behutsam auseinander und las die mit zitternder Frauenhand geschriebenen Worte: "Marietta sa tutto."

Also italienisch! Marietta weiß alles! Wer ist Marietta? Was weiß sie? Wo ist sie?

Nun hatte er auch die Erklärung für das Wort "Io", das italienische "Ich", auf dem Steine im Garten. Drei Steine dort mit "Er — Elvira — Ich" — rätselhaft! Aus seinem Grubeln wurde er durch den Eintritt des Poliers gerissen.

"Herr Rat," begann dieser, "ich bin jetzt mit der Messung fertig. Alles klar im Erdgeschoß, hier oben aber stimmt es nicht. Sehen Sie hier den Plan! Das Haus hat fünfzig Fuß Breite, dieses Zimmer hat dreißig Fuß, das andere zweifelhafte rechts vierzehn Fuß, wo bleiben da die fehlenden sechs Fuß?"

"Wahrscheinlich als Fehler Ihrer Vermessung."

"Aber, Herr Rat! Habe genug in meinem Leben gemessen, um solche Fehler nicht mehr zu begehen. Ich meine anders. Sehen Sie nur hier die lange Wand ohne Thür; die scheint mir verdächtig. So baut ein Meister nicht, der im übrigen einen so trefflichen Plan zum Hause entworfen hat."

"Was meinen Sie mit der Wand?"

"Daß sie einst eine Thür gehabt hat, die zugemauert ist. Ich meine, dahinter finden wir die sechs fehlenden Fuß. Ein kleiner Ofen oder so etwas muß dahinter liegen."

Clemens sah ihn eine Weile sprachlos an; die Beweisführung war zu einleuchtend.

Endlich beorderte er Maurer, welche die Wand durchbrechen sollten.

Bald war ein fußgroßes Loch in dieselbe geschlagen. Tiefes Dunkel gähnte den Arbeitern entgegen, dann aber, als sie den Kopf hineinstreckten, prallten sie entsetzt zurück. Ein elter Mordergeruch strömte hervor.

Alle waren blaß geworden; selbst Clemens konnte seine innere Aufregung kaum bemeistern.

"Alle Fenster auf und nun das Loch so erweitert, daß wir hindurchgehen können!"

Mit fieberhafter Hast arbeiteten alle; polternd fielen die Steine auf die Dielen, der Geruch ließ nach, ein frischer Luftstrom hatte ihn bald verjagt.

Eine thürgroße Oeffnung war geschlagen, doch der Raum blieb dunkel. Licht wurde angezündet, der Rat und der Polier traten ein.

"Sagte ich's nicht? Gerade sechs Fuß breit," rief der Polier. "Aha, das war die Garderobe der Gnädigen! Sehen Sie, dort hinten an der Wand hängen noch Frauenkleider. Das Zeug reißt ja wie Zunder! Ganz ver-schimmelt sind die Sachen, ich glaube wirklich — Halt! Zurück!" schrie er plötzlich auf.

"Was ist?" fragte der Rat.

"Sehen Sie dort in der Ecke?"

"Nein, es ist zu dunkel!"

"Licht her! So!"

Clemens erblickte. Ein Gerippe in Uniformsegen lag auf dem Fußboden, den Kopf seitwärts an die Mauer gelehnt. Weiße, untadelhafte Zähne hoben sich grell ab von den braunen Gesichtsknochen, das volle blonde Haupthaar war gut erhalten, die Fingerringe der rechten Hand hielten fest an einem Büschel Haare.

Der Polier erhobte sich zuerst.

"Leicht ist dem Manne der Tod nicht geworden," sagte er dumpf, "sehen Sie nur, wie verzweifelt er die Haare gepackt hat."

"Kommen Sie jetzt alle hinaus. Wir sistieren die Arbeit," sagte der Rat; "ich werde sofort die Polizei von der Sache in Kenntnis setzen."

Stumm fügte sich jeder. Leise verließen alle das Haus, als wollten sie die Ruhe des Toten nicht stören, und Clemens verschloß die in den Angeln freischwebende Haustür.

Andern Tags sah Clemens in seinem Gerichtszimmer und suchte durch eifrige Arbeit die Gedanken, die ihn bestürmten, zu verschleichen.

"Geheimpolizist Schröder!" meldete der Diener.

"Rag eintreten."

Ein schöner, kräftiger Mann trat ins Zimmer, dessen offenem Gesicht wohl niemand den Geheimpolizisten angesehen hätte. Höflich begrüßte er den Rat und nahm den angebotenen Platz an.

"Nun, Herr Schröder, was führt Sie zu mir?"

"Zuvörderst die Nachricht, daß, nachdem Sie, Herr Rat, gestern die Anzeige über den Leichenfund erstattet, heute vom Gericht die Leichenschau auf den Nachmittag festgesetzt ist und ich Sie zu fragen beauftragt bin, ob Ihnen die Zeit genehm ist."

"Gewiß, ich stehe zu Diensten. Sie können sich wohl denken, daß ich das unheimliche Rätsel recht schnell gelöst zu sehen wünsche."

"Dazu wird die Leichenschau wenig helfen!" lächelte der andere. "Haben Sie sonst nichts Verdächtiges im Hause gefunden, das mich in den Stand setzen könnte, Ihnen behilflich zu sein?"

Der Rat überlegte. "Vielleicht," meinte er nach einer Pause. "Mir läge sehr viel daran, zu erfahren, ob eine gewisse Marietta zu damaliger Zeit mit dem Hause in Verbindung gestanden hat."

"Marietta?" fragte der Polizist und sann nach. "Dieser Vorname kommt mir bekannt vor. Richtig, vielleicht bin ich auf der richtigen Spur! Es ist lange her. Lassen Sie mich besinnen. Ich glaube, eine Italienerin war Kammerjungfer dort, wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, hieß sie Marietta. Sie war längere Zeit im Krankenhause, weil sie sich bei einem Fall im Dunkeln ein Auge ausgestoßen hat. Sie muß noch in der Gegend wohnen, denn ich hörte öfter das Landvolk von der einäugigen italienischen Herze reden. Wünschen Sie, daß ich sie aufspüre?"

"Sie würden mich zu größtem Danke dadurch verpflichten."

"O, bitte, Herr Rat. Ich mache mich sofort auf, und am Nachmittag bei der Leichenschau, an welcher auch ich teilnehmen muß, kann ich Ihnen vielleicht schon Näheres berichten."

Am Nachmittag traf die Kommission im Landhause ein. Das dunkle Gemach wurde gründlich untersucht. Es fand sich nichts von Bedeutung. Der Körper des Toten, soweit er noch untersucht werden konnte, zeigte keine äußerliche Verletzung. An den Wänden hingen viele Damenkleider, welche kaum den Griff der Hand noch aushielten. In den Taschen derselben wurde nichts gefunden. Aus der Uniform des Toten ging hervor, daß er Offiziersrang bekleidet haben mußte. In einer seiner Taschen fand man Ueberreste eines Briefes, die aber vollkommen vermodert waren. Bei näherer Prüfung der Wände fand man, daß eine Thür dieses Kabinet mit dem großen Zimmer verbunden hatte, später aber zugemauert worden war.

Die Kommission verabschiedete sich. Schröder eröffnete nun dem Rat, daß er Marietta bereits gefunden habe.

"Haben Sie dieselbe gesprochen?" fragte Clemens hastig.

"Ja wohl, Herr Rat. Der Vatersname derselben ist Giustiniani. Sie wohnt in einem bescheidenen Häuschen am Ende des Dorfes. Das Dach können Sie von hier aus sehen; dort liegt es rechts von der hohen Ulme. Ich war bei ihr und teilte ihr den Grund meines Besuches mit. Sie hörte mir aufmerksam zu; ich mußte ihr manches wiederholen, da ihr die deutsche Sprache nicht geläufig ist. Sie antwortete, ohne auf meine Fragen einzugehen: "Bitten Sie den Käufer des Hauses, heute nachmittags fünf Uhr hier zu sein. Ich werde ihm Aufschluß geben, wenn vorher die gefundene Leiche noch nicht beerdigt ist, sonst nicht! Und das sagte sie mit einem Stolz, daß ich einsah, meine ferneren Fragen würden vergeblich sein. So muß ich also Ihnen die weitere Inquisition überlassen."

Schröder verabschiedete sich, der Rat dankte ihm herzlich. Plötzlich klopfte er um fünf Uhr an die bescheidene Wohnung der Italienerin.

"Herein!" erklang eine sonore Stimme.

Clemens trat ein. Es war ein einfaches, sauberes Zimmer und die Anordnung vieler, meist wertloser Kleinigkeiten auf Spind und Gestell bezeugte einen hervorragenden Schönheitsinn der Besitzerin.

An einem Tische mitten im Zimmer saß sie selbst. Ihr Anzug, wenn auch schlicht, war mit peinlichster Sorgfalt geordnet, als hätte sie für einen Maler Stellung genommen. Ihr Gesicht war runzelig und unschön. Ueber einem Auge trug sie ein schwarzes Band; das andere leuchtete fast unheimlich unter den schwarzen Lidern hervor. Der Ausdruck war intelligent, die Haltung des Nackens stolz, die Lippen schmal und zusammengepreßt.

Mit einer herablassenden Handbewegung wies sie auf einen leeren Stuhl. Der Rat teilte ihr das Vorgefallene ausführlich mit. Aufmerksam verfolgte sie seine Worte, doch schienen ihr dieselben nichts Neues zu bringen. Als er geendet, sagte sie langsam in gebrochenem Deutsch: "Signore, ich sehe, daß ich es mit einem rechtschaffenen Manne zu thun habe. Ich will Ihnen alles der Wahrheit gemäß berichten, wenn Sie mir eins schwören."

"Ich soll schwören?" fragte befremdet der Rat.

"Ich meine nicht, daß Sie ein Geheimnis nicht verraten sollen. Was ich Ihnen sage, — die Zeit ist erfüllt — kann endlich alle Welt erfahren. Es handelt sich um die drei Steine in Ihrem Garten."

"Ich bin gespannt?"

"Also hören Sie. Ich werde Ihnen alles erzählen, so wahr, als stände ich vor dem höchsten Richter. Die einzige Bedingung ist die, daß Sie neben dem Grabe der Elvira, deren Gebeine unter dem mittleren Marmorsteine ruhen, bald unter dem Steine, worauf Er steht, die Reste des Aufgefundenen beerdigen lassen, unter dem Steine aber, wo Io die Inschrift lautet, möchte ich begraben sein."

"Nun, das wird ja noch Zeit haben," meinte der Rat mit höflichem Lächeln.

"Chi lo sa! Vielleicht! Vielleicht sterbe ich bald. Ich habe jetzt recht oft Anfälle von Ohnmacht. Sehen Sie hier diese Flasche Arznei, und dabei wies sie auf ein

Gläschen, welches neben einem halbgefüllten Glase Wasser stand, „ich bin recht oft genötigt, davon zu nehmen. Doch zur Sache: versprechen Sie mir als Ehrenmann, meine Bedingungen zu erfüllen?“

„Ich werde thun, was in meiner Macht steht. Auf Ehrenwort.“

Das Auge der Alten glänzte unheimlich. Ihre welken Züge belebten sich, die Runzeln schienen zu einem durchsichtigen Netz geworden, hinter dem ein jugendlich schönes, wildes Gesicht durchblickte.

Sie richtete sich hoch auf und erzählte, oft von längeren Pausen unterbrochen:

„Auf den heutigen Tag, auf den neuen Besitzer des Landhauses habe ich seit zwanzig Jahren gewartet. Zu Ihnen habe ich das Vertrauen, daß Sie Ihr Wort halten.“

„Elvira heiratete Castallare aus Liebe zu ihrem Vater. Castallare war reich. Elvira's Vater war bankrott und konnte nur durch Geld gerettet werden.“

„Elvira's Vater“, unterbrach sie der Rat, „hatte also irgendwie gegen die Gesehe gehandelt, weshalb er sozusagen seine Tochter verkauft hat?“

„Si Signore! So ist es. Doch weiter! Elvira heiratete Castallare. Am Tage nach der Hochzeit sah sie, als er schlief, das Galeerenzeichen des genuesischen Vagnos auf seinem rechten Arme. Sie haßte ihn! Sie schwieg, denn ein Wort von ihm, und ihr Vater wäre dem Verderben geweiht gewesen. Ich war ihre Kammerjungfer, ihre Vertraute.“

„Eines Tages meldete sich ein Offizier. Als ich ihr seine Karte übergab, wurde sie bleich.“

„Einmal will ich ihn noch sehen“, sagte sie; „liebe Marietta, darf man denn nicht von dem einzig Geliebten Abschied nehmen?“

„Castallare war auf der Jagd. Ich führte den schönen Mann in das große Zimmer. Was die beiden gesprochen, weiß ich nicht. Da kam plötzlich —“

„Castallare!“ fiel ihr der Rat in fieberhafter Aufregung ins Wort.

„Si Signore! Der Offizier wurde in der Garderobe verhaftet. Castallare trat ein, gleichgültig, mit unsicherem, finstern Blick wie immer. Da sah er auf dem Tisch ein Medaillon liegen. Er betrachtete das Bild darin. Seine Züge blieben kalt.“

„Bist Du allein, Elvira?“

„Ja!“

„Kannst Du das beschwören? Sonst müßte ich die Papiere gegen Deinen Vater —“

„Ich schwöre!“

„Gut!“ sagte er kalt und klingelte.

„Der Diener kam.“

„Die beiden Maurer vom Hofe sollen heraufkommen!“

„Die Männer kamen.“

„Mauern Sie sogleich diese Thür zu!“

„Das geschah. Als die Leute fertig waren ging er, ohne ein Wort zu sagen, in den Hof, schwang sich aufs Pferd und jagte von dannen.“

„Er war nur um den Garten geritten. Als er wieder eintrat, fand er die Maurer eifrig beschäftigt, die soeben eingefestigten Steine wieder auszureißen.“

„Elvira kniete neben den Arbeitern.“

„Wer hat Sie das geheißt?“

„Die gnädige Frau!“

„Sie hat mich wohl falsch verstanden! Sehen Sie die Steine wieder ein.“

„Die Arbeiter gehorchten. Als sie fertig waren, trug er mir auf, Elvira auf ihr Zimmer zu führen. Ich that das.“

„Sagte er denn nicht ein Wort zu ihr?“ unterbrach der Rat die Erzählung der Alten.

„Si Signore! Er sagte: „Ich werde für vierzehn Tage hier schlafen. Es ist hier hübsch kühl und luftig.““

„Elvira taumelte in ihr Zimmer und ich legte sie auf das Sofa.“

„Dort blieb sie liegen. Nach zehn Tagen war sie tot.“

„Haben Sie den Arzt geholt?“

„Si Signore! Der konnte nicht helfen, sie wollte nichts essen.“

„Was? Hat sie die Qualen des Hungertodes durchgemacht?“

„Ohne einen Laut der Klage.“

„Weiter, weiter!“

„Der Offizier wird auch verhungert sein, glaube ich.“

„Und was that Castallare dann?“

„Er ließ Elvira begraben. Wo, wissen Sie. Niemand sah ihm eine Aufregung an. Am selben Tage ging er noch zur Jagd, wie gewöhnlich.“

„Und im Walde, gerade am Todestage seiner Frau, hat er sich das Leben genommen?“

„No Signore! Er ist — ermordet worden!“

Bei den Worten hatte sich die Alte nach vorn geneigt. Ihre Worte klangen wie das Zischen einer Schlange. Bald gewann sie ihre Ruhe wieder. Sie lehnte sich nachlässig zurück und goß aus dem Gläschen die Hälfte des Inhaltes in das Glas mit Wasser.

„Ich muß mich stärken. Die Erinnerung greift mich an“, murmelte sie.

„Also ermordet! Wenn ich nicht irre, mit einem Stilet? Ist denn der Mörder nicht entdeckt? Er kann

doch unmöglich ohne Verletzung aus dem Ringen mit dem starken Manne davongelommen sein?“

Die Alte lachte heiser, es war ein teuflisches Lachen. Dann riß sie mit einem Ruck die schwarze Binde von der Stirn, die leere Augenhöhle war zu sehen. Jetzt ergriff sie das Glas und trank es langsam aus.

„Was!“ rief der Rat entsetzt. Sie haben ihn ermordet?“

„Si — Signore!“

Da war wie durch Zauber der wilde, teuflische Ausdruck aus dem Gesichte der Alten verschwunden. Die Muskeln zuckten, als wenn ein Wetterleuchten über sie hinwegföhrte, krampfhaft ballten sich die dünnen Hände, die Augen starrten gläsern zur Decke, sie fiel hintenüber.

Der Rat stand vor der Leiche der vergifteten Marietta.

Die Besitzungen eines indischen Fürsten.

(Eilber S. 598 u. 599.)

Es gibt in Europa und namentlich in Amerika reiche, sogar sehr reiche Leute, Fürsten sowohl als Private, doch verschwinden deren Vermögen gegen die oft unermesslichen Schätze, welche sich in den Händen einiger indischen Fürsten befinden. Nicht allein auf dem Kontinente von Vorder- und Hinterindien residirt eine nicht kleine Zahl solcher Rabobs, auch auf den Sundainseln, besonders auf Java, gibt es unter den tributären Fürsten ungeheuer reiche, welche aus ihrer ehemaligen unabhängigen Herrschaft aus Fabelhafte grenzende Reichthümer ins Privatleben hinübergerettet haben. Diese von den Vorfahren während Jahrhunderten durch Despotismus und Willkür zusammengescharrten und geraubten Besitztümer bestehen nicht allein aus sehr ausgedehnten Ländereien, sondern namentlich auch aus aufgeschauften Schätzen von Edelsteinen, Brillanten und echten Perlen, die oft einen ungeheuren Wert repräsentiren. Welche enormen Revenuen muß zum Beispiel der Sultan von Surakarta auf der Insel Java besitzen, der zwar nicht tributpflichtig dem niederländischen Gouvernement, sondern dessen Bundesgenosse ist, im ganzen jedoch nur noch einen Schein von Unabhängigkeit genießt; in seiner Dessa (Residenz) zu Surakarta, im Mittelpunkt von Java, leben nicht weniger als zehntausend Menschen, welche zu seinem persönlichen Dienste verfügbar sind, von ihm ernährt und besoldet werden. Wenn auch von dieser Zahl die aus etwa fünfhundert Mann bestehende, von einem niederländischen Offizier befehligte Leibwache, welche europäisch bewaffnet und eingezogen ist, in Abzug gebracht werden muß, so bleiben doch noch viele tausende, welche den Sussuhunan (Sultan) bei seinen Ausfahrten zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß begleiten müssen, in den ausgedehnten Räumlichkeiten der Dessa überall umherhocken, um jeden Augenblick zur Dienstleistung bei der Person ihres Herrn bereit zu sein. Und wie freigebig gehen diese Herrschaften mit ihren Schätzen um! Schreiber dieses hatte Gelegenheit, bei einer großen Soirée in der Dessa des Sussuhunan zu sehen, wie der hohe Herr die Produktionen eines französischen Taschentuchers belohnte, indem er demselben wohl ein halbes Duzend Edelsteine überreichte, welche er aus einer kleinen, neben seinem Divan stehenden Schale genommen und die einen Wert von einigen tausend Rupien repräsentirten.

Die Reichthümer dieses javanischen Fürsten werden indes weit in den Schatten gestellt durch den Besitz einer ganzen Anzahl von Radjahfamilien in Britisch Ostindien. Von diesen dürfte der Maharadschah von Dharbhanga wohl mit der reichste sein, wenn derselbe überhaupt nicht der vermögendste Mann in ganz Britisch-Indien ist. Sein Territorium liegt an der Grenze von Bengalen und Nepal auf dem linken Ufer des Ganges im britischen Distrikt Patna. Der Maharadschah stammt aus einer der berühmtesten Hindufürstenfamilien, welche schon zu den ältesten Zeiten der Herrschaft der Mogule in hohem Ansehen stand, denn der erste Fürst von Dharbhanga erhielt schon vom Großmogul Akbar selbst den Titel eines Radjahs. Der jetzige Maharadschah ist im Jahre 1879 volljährig geworden und in den Besitz der Herrschaft über sein Land gelangt, welches unter britischer Oberhoheit steht. Der junge Hindufürst hat eine vollständig europäische Erziehung genossen. Spricht geläufig englisch und ziemlich gut französisch, besitzt ausgedehnte Kenntnisse in den Wissenschaften, in der englischen Literatur und derjenigen seines Heimatlandes und ist ein Mann von vielem Geschmac und vollendeten Formen im Umgange; dabei ist der Maharadschah ein strenggläubiger Hindu geblieben. Trotz seiner Jugend, er ist noch nicht dreißig Jahre alt, erfreut sich der Fürst von Dharbhanga eines großen Ansehens als Staatsmann und steht mit der Regierung des indischen Reiches in den besten Beziehungen; noch mehr aber als Staatsmann wird der Maharadschah wegen seiner humanen Gesinnungen, seiner großartigen Wohlthätigkeit allgemein geschätzt. Er spendet für Werke zum öffentlichen Wohle, für milde Stiftungen und ähnliche Zwecke jährlich über eine halbe Million Pfund Sterling. Die im letzten Jahre veröffentlichten Rechenschaftsberichte der verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten enthalten folgende Summen, welche der menschenfreundliche Fürst denselben überwiesen hat: 17,000 Pfund ausschließlich für religiöse Freizeitlichkeiten und milde Stiftungen der Hindu, dieselbe Summe für Apotheken in seinen zahlreichen Dörfern, 19,000 Pfund für Schulen, 20,000 Pfund für öffentliche milde Stiftungen, 230,000 Pfund erlassene Renten und Zinszahlung nothleidender Unterthanen und 318,000 Pfund zur Linderung der Hungersnot, Ausföhrung von Trodenlegungen des Bodens und anderer öffentlichen Arbeiten, zusammen aber zwölf Millionen Mark. Ueber welch ungeheure Einnahmen muß der Maharadschah von Dharbhanga verfügen, um so hohe Summen allein zum Besten seiner Unterthanen und Mitmenschen bewilligen zu können.

Bei Gelegenheit der Feier des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums der Königin Viktoria von England, welche ja auch Kaiserin von Indien ist, wurde der Maharadschah zum Komtur des Ordens des indischen Reiches ernannt. Um diese Auszeichnung zu feiern, ließ der junge Fürst 10,000 Pfund Sterling unter die Armen und Bedürftigen des ganzen Distrikts Patna verteilen und erließ gleichzeitig seinen Pächtern ein Uklet des zu

zahlenden Pächtes, damit auch diese sich freuen und in ihrer Herzensfreude der Kaiserin von Indien ein recht langes Leben wünschen möchten.

Als vor einiger Zeit die Regierung des indischen Reiches wegen des Pendschab mit Rußland in Verwicklungen gerieth und der Ausbruch eines Krieges für nahe bevorstehend gehalten wurde, machte der Maharadschah als der erste dem Gouvernement Anerbietungen, demselben mit Rat und That helfen zu wollen; er stellte dem Vizekönig sogleich 10,000 Pfund zur Verfügung, um daraus einen Kern zu einem indischen patriotischen Fonds, der zur Unterstützung der Witwen und Waisen von im Kriege getödeten oder verwundeten Soldaten dienen sollte, zu bilden. Ebenso theilte er sich an dem Unternehmen der Lady Dufferin, welche ein großes Hospital für Frauen errichtete. Als der Prinz von Wales vor einigen Jahren das indische Reich besuchte, wurde auch der Maharadschah demselben vorgestellt und spendete bei dieser Gelegenheit 50,000 Rupien (100,000 Mark) für das kaiserliche Institut der Wissenschaften und Künste; auch erließ er ein Rundschreiben an die übrigen indischen Fürsten, in welchem er sie zu ähnlichen Beiträgen für das Institut aufforderte. Als Lord Ripon Vizekönig war, wurde der Fürst von Dharbhanga als Beisitzer in den gesetzgebenden Rat des indischen Reiches berufen; welches Amt von Lord Dufferin ihm gleichfalls übertragen wurde, als derselbe an die Spitze des Gouvernements trat.

Betrachten wir uns nun einmal das Heim dieses Mannes, der wohl einer der reichsten Menschen der Erde ist. Einige Meilen südlich von der Grenze zwischen Nepal und Bengalen liegt in reich bewässerter, mit herrlichen Wäldungen bedeckter Hochebene der neue Palast des Maharadschah von Dharbhanga, welcher im Jahre 1883 mit einem Kostenaufwande von 100,000 Pfund Sterling vollendet worden ist. Die Residenz des Hindu-Fürsten ist außerordentlich geschmackvoll und vollständig in englischem Stile eingerichtet; ganz besonders zeichnen sich die mächtig: Halle und drei große Gesellschaftszimmer durch ihre reiche und prachtvolle Ausstattung aus. Der Maharadschah selbst legt den größten Wert auf seine Bibliothek, welche die besten Werke der englischen Literatur enthält und fortwährend durch die hervorragendsten Erscheinungen auf dem europäischen Büchermarkte vermehrt wird. Der Buchhändler Rudie in London muß in jedem Monate dem Fürsten alle Zeitschriften, Broschüren, Bücher und so weiter senden, welche kürzlich erschienen sind; dieser ist stolz auf den Besitz seiner Bibliothek, in welcher er stets mehrere Stunden des Tages zubringt, wenn er sich im Dharbhanga befindet.

Die ausgedehnten Gärten nebst Park, welche den Palast umgeben, sind von einem englischen Gärtner in geschmackvoller Weise angelegt worden und werden sorgfältig unterhalten; es fehlt ja nicht an Händen dazu, denn die eingeborene Dienerschaft eines indischen Fürsten zählt nach vielen Hunderten. Nach seiner Bibliothek widmet der Maharadschah seinem Marstalle ein lebhaftes Interesse; wohl über hundert der schönsten und edelsten Pferde füllt die kostbar eingerichteten, hinter dem Palaste liegenden Stallungen, namentlich befinden sich mehrere Viererzüge unter diesen Pferden, welche in der britisch-indischen Sportswelt berühmt sind. Die Ställe, sowie die Wagenremisen sind ganz nach englischem Geschmac eingerichtet und stehen unter der Aufsicht eines englischen Stallmeisters, der nicht den unbedeutendsten Posten im Hofstaate des Maharadschah einnimmt. Da dieser zu den ersten Sportsmen in ganz Indien zählt, so hält er sich auch eine zahlreiche, wertvolle Meute, die von zwei englischen Viqueurs und dem erforderlichen, aus Eingeborenen herangebildeten Personale geleitet und im Stand gehalten wird. Da der Hund für die rechtgläubigen Hindus ein unreines Tier ist, so hat es Schwierigkeiten gemacht, Leute zu finden, welche sich zu diesem Dienst hergaben, da jeder Hindu mit dem Verluste seiner Kaste bedroht ist, sobald er mit etwas Unreinem in Beröhrung tritt.

Auf den Südhängen der hohen Gebirge, welche die Grenze zwischen Nepal und Bengalen bilden, besitzt der Fürst ausgedehnte Jagdgründe, auf welchen er häufig großartige Tigerjagden veranstaltet, an denen auch der ehemalige Vizekönig, Lord Dufferin, mehrmals teilgenommen hat. Auf Elefanten und zu Pferde rüdt stets eine kleine Armee zu diesen Tigerjagden aus, welche nicht immer ohne blutige Opfer ablaufen, wenn auch die meistens in den Howdahs auf dem Rücken der riesigen Elefanten untergebrachten Europäer und vornehmen Hindus ziemlich sicher vor den Klauen und Zähnen der Tiger sind, so erfreuen sich die berittenen Jäger und namentlich die zahlreichen Treiber doch durchaus nicht einer solchen Sicherheit, und mancher von ihnen ist schon von den Zähnen eines aufgefagten Tigers niedergeworfen und lebensgefährlich verletzt worden. Doch wenden wir uns nun zu unseren Illustrationen.

Das erste Bild zeigt uns das Porträt des Maharadschah selbst; der etwa dreißig Jahre zählende indische Fürst ruht, nach Art der Eingeborenen, auf einem Teppiche und lehnt sich mit dem Rücken an eine elastische Rolle; er ist mit einem dunkelfarbigen Jaquet nach europäischem Schnitte, schwererweidener Weste und weichen Pantaloons bekleidet, während seinen Kopf ein weicher Musselinturban bedeckt, dessen Agraffe mit den mehrfach umgewundenen Verlenknähren den Wert eines kleinen Fürstentums repräsentirt. In der Rechten hält der Maharadschah das kurze, gebogene Schwert der Hindus, um dessen reich ausgelegten Griff ein kleiner seidener Schawl gewunden ist, während die Linke den kleinen runden Metallhilt ergreift hat, in dessen glänzend polirter, mit Gold ausgelegter Fläche vier große, prachtvolle Edelsteine eingelassen sind.

In dem zweiten Bild erblicken wir die zahlreiche Meute des Fürsten mit den Viqueurs und dem Reitpferde des Maharadschah, der im Begriffe steht, auf die Hejagad zu reiten in den weiten Ebenen, welche sich bis zum linken Ufer des Ganges hinziehen.

Die dritte Skizze läßt uns eines der berühmten Viereckspanne des indischen Herrschers sehen, von diesem selbst vom Vord geföhren. Einige englische Herren, sowie der junge Sohn des Maharadschah haben die auf dem Antischenbede angebrachten Sitze eingenommen, während vier eingeborene Reitknechte vor den Pferden stehen und sie am Kopfzügel halten.

In der vierten Skizze erblicken wir den in ganz Indien wegen seiner Schönheit berühmten Tempel aus weißem Marmor, welchen der Fürst in seinem Parke hinter dem Palaste hat erbauen lassen und der sich durch das Pierliche und die Anmut seiner Formen



Der Maharadscha



Ein Mann der Maharadscha auf dem Thron mit Dienern.



Der Maharadscha auf dem Hof beim Vorübergehen.



Ein Tempel in Ser.



Ein Bild in Ser.



Ein Bild in Ser.



Ein Bild in Ser.



Die Festungen einer Stadt. (Z. 100.)



Ein Bild in Ser.

und Umrisse auszeichnet. Der Marmor zu diesem Bauwerk wurde aus den weit entfernten Marmorbrüchen von Jaipur herbeigekauft.

Bild 5 zeigt uns die Hinterfront des Palastes mit dem Beginn des Parks; eine im Niveau des Schloßplatzes liegende steinerne Brücke führt über den klaren Fluß, welcher den ganzen Park durchströmt, und wir sehen einen Viererzug mit der Salaequipage des Maharadscha über dieselbe fahren.

In der sechsten Skizze erscheinen die Stallungen und Wagenremisen, welche links vom Palaste erbaut sind und deren zweckmäßiger Einrichtung nach englischem Stile bereits Erwähnung geschehen ist.

Auch ein Gehege für Rhinocerosse hat der Fürst in seinem Park anlegen lassen, wie Bild 7 zeigt. Diese bössartigen Tiere, welche sich vorzugsweise in dichten Zwäuden auf den Abhängen hoher Gebirge aufhalten, sind nur unter nicht zu verachtenden Gefahren und Schwierigkeiten lebendig einzufangen, da sie außerordentlich wild, sehr mutig und trotz ihres schwerfälligen Körpers merkwürdig schnellfüßig sind. Es mag den Beauftragten des Fürsten nicht wenig Mühe verursacht haben, diese beiden Dicksäuler in ihre Gewalt bekommen zu haben.

Bild 8 bringt die ganze Vorderfront des schönen, großartigen Palastes zur Anschauung, dessen Innen- und Türme sich in dem klaren Wasser der davor liegenden Weibers widerpiegeln.

Endlich erblicken wir in der neunten Skizze einen Teil des Parks, mit Edelhirschen und Damwild reich bevölkert, und werden nun die Umhau in dem Heim eines Mannes, der zwar über unermesslichen Reichtum gebietet, aber auch den edelsten Gebrauch von demselben macht.

Rasr-ed-Din, Schah von Persien.

(Vortr. u. Bild S. 606.)

Schah Rasr-ed-Din (das heißt: Fürst des Geheges, der Gerechtigkeit), der in den Tagen vom 9. bis 12. Juni d. J. als Gast des Kaisers Wilhelm in Berlin verweilte, ist kein Fremder dort; es ist dies das dritte Mal, daß er, auf einer Rundreise durch die europäischen Staaten, die glänzende Hauptstadt des deutschen Reiches besuchte.

Vor wenigen Jahrzehnten noch war Persien das Land der Märchen in mehr als einem Sinne. Nicht bloß spielten die schönsten Märchen, welche eine üppige orientalische Phantasie erschaffen, in dem Lande der Sonne, sondern man durfte auch über Persien jedes Märchen erzählen, sicher, keinen Widerspruch zu finden, weil man eben Persien nicht kannte. Daß das große Reich in Zentralasien dem Fremden und dem großen Verkehr erschlossen wurde, ist ein Verdienst des Schahs Rasr-ed-Din, der, 1830 geboren und 1848 auf den Thron gelangt, jetzt auf eine vierzigjährige Regierung zurückblickt. Es ist erstaunlich und beinahe märchenhaft, was in einem Menschenalter und während der Regierung eines einzigen Mannes in einem Lande, wie Persien es ist, reformiert werden konnte, und noch erstaunlicher, noch märchenhafter, daß alle diese Reformen vorgenommen werden konnten ohne Unmüdung, ohne Störung in den Lebensbedingungen des persischen Volkes und unter vollkommener Schonung aller derjenigen Einrichtungen, welche nicht bloß durch ihr Alter sich der Konserierung empfehlen. Und in demselben Maße, in welchem Schah Rasr-ed-Din sein großes persisches Reich reformierte, in demselben Maße hat er auch sich selbst reformiert und sich dadurch als ein Selbstherrscher in des Wortes ungewöhnlicher Bedeutung gezeigt.

Wir fügen dem Bild des „Königs der Könige“ noch eine weitere Illustration bei, die dem Leser das große Hauptthor der kaiserlichen Residenz in Teheran zeigt, das Darwazeh-Immas (Diamantthor). Dasselbe ist ein mächtiger Bau im Kadwiner Stil, das heißt aus bunfarbigen Ziegeln aufgeführte triumphale Eingänge mit runden Türmen und Türmchen, und führt direkt in die „gesegnete“ (kaiserliche) Burg.

Leichenbestattung auf See.

Stirbt ein deutscher Matrose, so wird derselbe nach Konfirmation des Todes durch den Arzt in einer zwischen zwei Geschützen in der Batterie hängenden sogenannten Krankentoile aufgehängt und mit der Kriegsfahne zugedeckt. Kameraden in Paradeuniform mit dem blanken Entermesser in der Hand lösen sich in der Ehrenwache ab. Nach zwei oder drei Tagen, wenn in nächster Zeit Land nicht zu erreichen ist, erfolgt die feierliche Bestattung durch Versenken der Leiche in die Tiefe des Ozeans.

Zu diesem Zwecke wird die Leiche fest in dichtes, hartes Segeltuch eingewickelt und durch Eisengewicht beschwert. So lange noch glatte Geschütze am Bord waren, wurden zu diesem Zweck eiserne Vorkugeln verwendet, die gleichzeitig auf den Dienst des Matrosen als Artilleristen hinwiesen. Nach ihrer Einwicklung wird die Leiche auf ein poliertes Brett gebunden und, wieder mit der Fahne zugedeckt, auf das Achterdeck an das Steuerbord-Fallreep gebracht. Alle Mann versammeln sich auf dem Achterdeck; einer der Offiziere verliest in Ermangelung eines Predigers die vorgeschriebene Liturgie; ein stilles Gebet schließt die Feier; die Mannschaft erwartet entblößten Hauptes den Befehl zum Hinablassen der Leiche, die Befestigungsenden werden durchgeschnitten und die Leiche gleitet über das Steuerbord-Fallreep von dem glatten Brett auf letzter Fahrt in die unendliche Tiefe. Die Fahne des Schiffes, die so lange Halbstock geweht, wird vorgehört, und das Schiff setzt seinen Lauf fort. Ich sage, die Leiche wird an Steuerbordseite hinabgelassen. Es ist dies eine Auszeichnung etwa so, als wenn an Land jemand, der nie in seinem Leben, ausgenommen bei Benützung der Pferdebahn, mit zwei Pferden hat fahren können, im Tode mit vier Pferden hinausgeführt wird.

Der Matrose betritt und verläßt nämlich das Schiff außerordentlich nur von der Backbordseite aus, während die Steuerbordseite für die Offiziere frei bleibt; erst im Tode benützt auch er das Steuerbord-Fallreep für sich.

Ein Hagarssohn.

Eine Geschichte aus unserer Zeit

von

Hall Gaine.

Autorsierte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)



Die Mitternachtsstunde schlug. Hugo fuhr sich über die Stirne, seufzte tief auf und kehrte nach dem Hotel zurück, wo er ein Zimmer eingenommen hatte. Er legte sich nicht nieder, um zu schlafen, sondern ging die ganze Nacht hindurch auf und ab.

Am nächsten Morgen um zehn Uhr stand er wieder vor dem Staatssekretär. Als er heraustrat, hatte er einen Erlaubnischein zum Besuch eines Sträflings in Portland in der Tasche und wurde von einem Polizisten in gewöhnlicher Kleidung begleitet. Sie bestiegen den Zug bei Waterloo um zwei Uhr und erreichten Weymouth um sechs Uhr. Als sie über den kleinen Meerbusen hinüberfuhren, war der Tag beinahe verfloßen und ein frischer Seewind blies über die Dämme herein.

Die Mauern des alten Schlosses aus sächsischer Vorzeit, am Fuße des Bernhügels, spiegelten sich in dem frostigen Blau des Wassers. Aber hoch oben, von wo die felsige Küste zum Ufer sich herabsenkte, beleuchtete die Glut der sinkenden Sonne das gelbe Felsgestein.

Hugo und sein Begleiter nahmen ein Nachtquartier in dem Gasthaus „Zum Wappen von Portland“. Ein Mann von mittleren Jahren mit rotem, rundem Gesicht, glatt rasiert und in jugendlicher Kleidung saß rauchend im Wirtszimmer. Er begrüßte die Ankommenden mit der Korbaltität eines Menschen, welcher einem Plauderstündchen nicht abgeneigt ist. Aber Hugo war nicht in der Stimmung dazu, und nach dem Mittagessen ging er hinaus, einen einsamen Spaziergang zu machen. Er folgte einer Straße, welche von der Küste ab durch einige Dörfer führte. Als er die Spitze des Berges erreicht hatte, lag die See mit weiter Fernsicht vor ihm. Unter ihm zur Rechten und Linken lagen Steinbrüche, wo die Sträflinge arbeiteten. Auf dem Gipfel stand eine lange, hohe Granitmauer mit breitem Thor. Daneben erblickte man die Bogenseiter eines Wachhauses. Das war das Gefängnis. Vor demselben lagen drei oder vier weitere Gebäude, die Wohnungen des Gouverneurs, des Kaplans und des Verwalters. Unweit davon entfernt lag eine Reihe von kleinen Häusern, in welchen sich die Wohnungen der Aufseher befanden, sowie einige Läden und das Wirtshaus zum „Gesleckten Hund“.

Hugo trat in das Wirtshaus ein. Er setzte sich in einen kleinen Verschlag, welcher von einer ähnlichen Abtheilung durch eine hölzerne Scheidewand getrennt war. Dieselbe war nicht höher als Mannshöhe und ließ zwischen ihrem obern Rand und der Zimmerdecke einen freien Raum. Einige Männer schwapten an der andern Seite der Scheidewand.

„Da wir gerade von B. 2001 sprechen,“ sagte eine tiefe Stimme, „ich habe ihm seinen Trost abgewöhnt bei der ersten Gelegenheit. Als er bei uns ankam, sah ich, daß er kein alter, erfahrener Verbrecher war. So sagte ich zu ihm: Höre einmal, „Grüner“,“ sagte ich, „wenn Du gelehrt bist, so wirst Du es hier gut haben, wenn aber nicht, so gibt es Blasebälge zu fluden bei Dir.“ — „Was meinen Sie damit?“ erwiderte er. — „Es gibt hübsch harte Arbeit hier bei uns,“ sagte ich, „und es wird wahrscheinlich dazu kein Roastbeef und kein Bier geben. Brot und Wasser, mit einem Wort, Du bist in meiner Abtheilung beim Steinbrechen, und ich werde Dich nicht schlecht behandeln, außer wenn ich dazu genötigt bin. Aber ich will vernünftige Leute in meiner Abtheilung haben, welche nicht aus der Schule schwappen.“ — „Das verstehe ich nicht,“ meinte er. — „Dann folge einem deutlichen Wink,“ sagte ich, „halte zu Deinem Wächter, und er wird Dir beistehen.“ Und ich will geahnt sein, wenn dieser Bursche, dem ich solchen guten Rat gab, nicht schon am nächsten Tage schuld war, daß ich zu einer Geldstrafe verurteilt wurde.“

„Ist das möglich?“ sagten viele erstaunte Stimmen. „Es war ein heißer Nachmittags, ich hatte eben ein Stück Kautabak in den Mund gesteckt und lehnte auf meiner Muskele, einen kleinen Riß zu thun. Einige alte Sträflinge arbeiteten vor mir und 2001 mit dem jungen Burschen, der an der Ausgehrung starb, fuhr dort weiter hin mit dem Schubkarren. Plötzlich erscheint der Gouverneur, gerade vor 2001, sieht mich schlafen und ruft: „Aufseher!“ ruft er, „Sie erhalten Strafe für Unachtsamkeit.“ Dann ging er weg. Es ist gut, mein Herr 2001,“ sage ich, „ich werde das nicht vergessen.“

„Und was thatet Ihr?“

„Was ich that? Soll's gleich hören. Damals wurden die Baracken gebaut und eines Tages kam ein Zeitungsblatt von dem Lokal der Beamten herübergeweht und 2001 jagte ihm nach. Ich sah es und „Rechtsum — marsch!“ Er erhielt sieben Streiche, Strafzeichen für einen Monat und verlor sein Bettzeug.“

Ein lautes Lachen folgte auf diese Erzählung von der Rache einer „Schraube“ an einem „grünen“ Sträfling. Hugo hörte schauernd zu.

„Ich wundere mich über nichts bei diesem Burschen,“ sagte eine andere Stimme. „Er war in meiner Abtheilung an dem Moor, o, ich kenne ihn! Man hatte ihn in die Seifenfederabtheilung eingeteilt, aber er mußte von dort weggebracht werden. Dann schickte man ihn in die Schneiderstube, aber er wandte sich an den Gouverneur und sagte, das sei nichts für einen großen, starken Mann wie er, den ganzen Tag auf einem Brett zu sitzen. Dem dummen Kerl lag nichts daran, sich die Gefangenschaft leicht zu machen.“

Wieder folgte ein lautes Gelächter.

„So kam er in meine Abtheilung zum Torfstechen am Moor, und eines Tages kam ein alter Geistlicher mit Gamaschen und einem breiten Filzhut. Nun, er besuchte ihn in der Schreibstube des Oberaufsehers Ressel, aber nicht vor dem Gitter. So sage ich zu ihm am andern Tage: „Es ist wohl jemand draußen, der Dir gern was spenden möchte durchs Unterirdische.“ — „Durch was?“ fragte er mit dummem Gesicht. — „Durch die unterirdische Eisenbahn,“ sage ich ihm und gebe ihm einen Wink. — „Fort von mir, Du Blutsauger!“ sagte er. Aber ich habe es ihm heimgezahlt. Die alten Sträflinge lachten, als plötzlich Ressel nahe kam. „Wer lacht da?“ fragte er. — „Es ist 2001,“ sage ich, „er ist immer faul und widerspenstig.“

„Hohoho! Was erhielt er?“

„Drei Tage bei Wasser und Brot, Strafunummern für eine Woche — und dazu kam er in die Strafkasse. — Er machte sich nichts aus der Strafe und der Zeit, aber Jack, der vor den Straffellen auf Wache stand, sagte, er habe es sehr schlimm aufgenommen, daß er nicht nach Hause schreiben konnte.“

„Wie viel hat er denn?“

„Drei Jahre. Einer der alten Burschen würde sich damit leicht abgefunden haben. Er hat Schulbildung, er konnte Wärter in der Krankenabtheilung oder medizinisches Faktotum für den Doktor oder vielleicht sogar Buchhalter beim Gouverneur werden. Aber er hatte sich so benommen, daß er keine Vergünstigung erhalten konnte, und wird wohl bald seine Strafzeit wieder voll haben durch seine Strafunummern — zwei Tage für jede Nummer.“

Hugo konnte das Gespräch nicht mehr länger mit anhören. Er erhob sich. Aber ehe er das Haus verließ, öffnete er die Thüre in den anstoßenden Verschlag und stand einen Augenblick auf der Schwelle, indem er alles und jeden mit einem schnellen Blick überfah. Ein frischer Wind blies draußen. Er ging in der Abendstille nach den Ruinen der Kirche bei der Klippe. Indem er durch die Pforte des Gartens vor der Kirche trat, kam er auf den Fußweg nach den Felsen. Die Felsen lagen hundert Fuß tiefer, in phantastischen Massen vom Festland losgerissen, und schienen nahe daran, in den tiefen Abgrund hinabzustürzen. Sollte es möglich sein, daß Leute, welche die Sklaven von solchen Kreaturen wie die in jener Schenke waren, sich an ihr armseliges Leben anklammern konnten, während diese vorspringende Klippe eine so nahe Möglichkeit der Befreiung bot. Ein kaltes Lächeln spielte auf Hugos Gesicht, als er sich sagte, es möge kommen, was da wollte, solche Sklaverei würde er nicht ertragen.

Die Sylmore bei dem verfallenen Gitterthor rauschte im Wind und von ihren höchsten Zweigen ertönte der Gesang des Weißkohlchens.

Tief unten plätscherten die Wogen ruhig und gleichmäßig. Andere Wogen lagen vor Hugos Füßen — die Grabhügel Verstorbener. Manche waren, in früheren Zeiten, mit ihren Ketten begraben worden. Unter der Erde die Gefesselten — auf den Ruinen der Kirche die Stimme des Singvogels! Langsam senkte sich das Abenddunkel auf die weite See herab. Noch eine Stunde, und der Tag war verfloßen, und dann schien der Mond friedlich auf Gefesselte und Freie herab.

Hugo kehrte in das Wirtshaus zurück und fand den Polizeibeamten im Gespräch mit jenem Herrn mit dem roten Gesicht.

„Das ist der Gefängnisarzt,“ flüsterte ihm der Sergeant zu.

Sogleich wandte sich Hugo zu dem Arzt und sagte: „Kennen Sie vielleicht zufällig den Sträfling B. 2001?“

„Ja — Drayton,“ erwiderte der Doktor. „Kennt sich Ritson. Sind Sie ein Freund von ihm?“

Ein leichtes Zucken flog über Hugos Gesicht.

„Nein,“ erwiderte er, „ich bin nicht sein Freund.“ Nach einer Pause fuhr er fort: „Aber ich habe einen Erlaubnischein, ihn zu sprechen. Außerdem hörte ich eben einige Wächter in einer Schenke auf dem Hügel von ihm reden.“

„Wer waren diese? Wie sahen sie aus?“

„Einer von ihnen war ein groß gewachsener Mann, etwa fünfundsünfzig Jahre alt, mit grauem Haar und Bart, dunklen, rachsüchtigen Augen, einer Narbe auf der einen Wange und einer Stimme wie eine Krähe.“

„Aha, das ist Jim — die — Stange,“ — ein verabschiedeter Soldat!“

„Ein anderer war ein Bursche von fränklichem Aussehen und einer geschwätzigen Zunge.“

„Horrocks — diente in Dartmoor — wurde befördert — von zweifelhafter Disziplin und Tauglichkeit.“

„Beide verdienen eine noch höhere Beförderung,“ sagte Nitson mit Nachdruck.

„Sie meinen so?“ Der Doktor lachte und legte den Zeigefinger einer Hand horizontal an die Spitze des andern, den er senkrecht hielt.

„Ist es möglich, daß das Gesetz unfähig ist, einen ehrlichen Kampf mit dem Verbrechen zu führen, ohne eine solche Bande von Prahlhans und Diebesgenossen zu Hilfe zu rufen?“

„Sie hören wohl schlimme Nachrichten über B. 2001?“

„Ich hörte nicht, daß er etwas gethan hat, was der heilige Vater in Rom nicht gutheißen könnte!“

„Sie haben recht, er ist ein so guter Mann wie irgend einer auf Portland.“

Hugo blickte auf.

„Sie haben gehört, er ist in den Strafzelle,“ sagte der Arzt. „Uebrigens werden Sie ihn nicht vor Montag sehen können, früher kann er nicht wieder zu seiner Abtheilung kommen, der arme Teufel.“

Hugo fragte nach der Ursache.

„Als er hieher kam, wurde er mit einem jungen Burschen zusammengeknüttelt, welcher an der Auszehrung litt. Der junge Mensch konnte sich der Krankenabtheilung nicht erfreuen. Er hatte sein Recht darauf verwirkt. Er wußte die Zahl der Tage, welche er noch hier zubringen hatte, und bezeichnete sie jeden Abend auf seinem hölzernen Löffel. Es war ein langer, mühseliger Weg, von tausend zurück, zurück bis zu einem. Und jener Jim machte sich einen Spaß daraus, die Rechnung durch Angeberei aufzuhalten. Der arme Bursche wünschte in den Armen seiner Mutter zu sterben, er hatte seine Zeit hier herab bis auf eine Woche durchgemacht, als die Aufseher ihm so viele Strafpunkte aufstuden, daß sich seine Gefangenschaft noch um einen Monat verlängerte. Dann verlor er den Mut, eines Tages brach er zusammen, und als man ihn wieder aufhob, war er tot.“

„War B. 2001 wie gewöhnlich bei ihm?“

„Ja, und er sprang auf den Wächter zu und riß ihm das Gewehr aus der Hand. Jim war vor Zeiten ein Freisbörer gewesen und es gab einen harten Kampf. Er stürzte mit Butzgeul auf B. 2001 los und die Schläge fielen wie Regentropfen. Es war eine furchtbare Aufregung, die Sträflinge schrien wie Berrückte.“

„B. 2001 ist ein riesenstarker Mann,“ sagte Hugo.

Der Doktor nickte.

„Er umschloß den Wächter, sagte ihm um die Hüften, drehte ihn um, die Absätze nach oben, und warf ihn in einem Bogen mit solcher Kraft zur Erde, daß mancher andere das Wiederaufstehen vergessen hätte. Die Wache kam und der Sträfling wurde in die Wachtstube gebracht, bedeckt mit Staub, Schweiß und Blut, die Augen funkelnd wie glühende Kugeln. Auf einer Tragbahre wurde neben ihm der Leichnam des jungen Burschen weggetragen mit weißen Lippen und blauen Wangen. Es war ein erschütternder Anblick, kann ich Ihnen sagen.“

Hugos Brust hob sich und aus der Tiefe seines Herzens stieg ihm ein Gefühl von Stolz empor. Dieser Mann, dieser Held war sein Bruder!

„Und der Sträfling wurde bestraft?“

„Vierzehn Tage Strafbüß und Strafzeichen genug für sechs Monate. Montag wird er herauskommen, und dann wird er die blaue Mütze tragen, welche einen gefährlichen Menschen bezeichnet.“

Hugo schauderte.

„Ist es unmöglich, ihn morgen zu sprechen?“ fragte er.

„Kommen Sie herauf morgen vor der Kirche und fragen Sie nach mir, dann wollen wir mit dem Gouverneur reden.“

Früh am nächsten Morgen erschien Hugo am Thor des Gefängnisses, zeigte seinen Erlaubnißschein vor und wurde in die Wohnung des Doktors eingelassen. Hugo und der Arzt suchten den Gouverneur auf, erfuhren aber, daß er für diesen Tag abwesend sei. Der Vizegouverneur lag zu Bett mit heftigen Zahnschmerzen, und so war nichts zu machen, als bis morgen zu warten.

„Sie können bis morgen bei mir bleiben,“ sagte der Arzt, „und nun wollen wir zur Kirche gehen. Aber zuerst kommen Sie mit mir hier hinüber.“

Sie gingen in der Richtung nach jenem Teil des großen Hofes, welcher mit großen Buchstaben bezeichnet war: „Vierunddreißigste Abtheilung“, und nahe dabei stand ein Gebäude, fast nur aus Holz und Eisen bestehend: „Halle E“. Sie traten dann in einen Korridor, der auf einen Vorplatz in Form eines Vierecks führte, in welchem auf jeder Seite eine Thüre war. In der Mitte des Vorplatzes führte eine runde eiserne Treppe hinauf und hinab. Ein Wächter bewachte den offenen, gaserleuchteten Raum.

„Scht — da sehen Sie hinein!“ sagte der Doktor, welcher bei dem Guckloch in einer Thüre stand. Zuvor hatte er die Gasflamme ausgelöscht, welche vor dieser Thüre brannte.

Hugo trat näher. Zuerst konnte er in der Dunkelheit nichts erkennen, aber er hörte ein seltsames Klirren darin. Dann bemerkte er einen schwachen Kerzenschein, welcher durch das Gitter kam, und erblickte einen kisten-

artigen Raum, etwa sieben Fuß lang, vier Fuß breit und acht Fuß hoch. Es war eine Strafzelle. An der gegenüberliegenden Wand war eine Bank, auf welcher eine zinnerne Waschkübel stand.

An der Seite der Thüre mußte ein ähnliches Gestell sein, auf welchem die Kerze stand. Ein Besen, eine Kanne und eine Schüssel standen auf dem Backsteinboden. Kein anderes Geräthe war zu sehen, außer einer Hängematte. Der Sträfling lag in diesem Augenblick in derselben, mit einer schweren Kette an beiden Fußgelenken und um die Hüfte. Bei jeder Bewegung klirrte die Kette, Tag und Nacht war sie da. Wenn der Gefangene sich im Schlaf umwandte, wurde die Stille in der Zelle durch dieses unheimliche Geräusch unterbrochen — es vernichtete den einzigen Sonnenschein des Lebens, seine Träume. Sein Kopf war der Thüre zunächst, so daß das Licht der Kerze auf eine Schiefertafel fiel, welche er auf der Brust hielt. Obgleich er eine Strafzelle bewohnte, schrieb er, und Hugos scharfe Augen konnten die Worte unterscheiden: „Möchte es Gott gefallen, mich sterben zu lassen, möchte er doch seine Hand ausstrecken und mich von hier wegnehmen. O ich Elender, wer wird mich von diesem lebensigen Tod erlösen!“

Er hielt ein mit Schreiben, ergriff ein hartes Stück Brot, das neben ihm lag, und zerbiß es mit Anstrengung.

Hugo trat zurück und sein krankes Bein schleifte über den Fußboden. Der Sträfling blickte sich rasch um. Es war ein bleiches Gesicht mit dem Ausdruck stolzer Entschlossenheit und dem Adel des Leidens, aber ohne Hoffnungsstrahl.

„Kennen Sie ihn?“ fragte der Doktor.

Aber Hugos Augen waren zu Boden gerichtet und er gab keine Antwort.

Sie gingen zur Kirche. Unter der Empore war die Wache mit geladenem Gewehr aufgestellt. Achtundacht Sträflinge wohnten dem Gottesdienst bei. Einige zeigten aufrichtige Reue, die meisten aber trugen nur erheuchelte Bekenntnisse zur Schau, den Kaplan sich geneigt zu machen.

Diese Nacht brachte Hugo in der Wohnung des Arztes zu. Er legte sich nicht nieder, sondern ging, wie in der vorigen Nacht, während langer Stunden auf und ab, jeder Versuchung einzuschlafen, standhaft widerstehend. Um fünf Uhr morgens hörte er die große Glocke beim Thor zwei Minuten lang läuten und dann kurz darauf das „Tramp, tramp, tramp“ unter seinem Fenster. Die Sträflinge, fünfhundert an der Zahl, stellten sich auf dem Hofe auf. Sie sahen verfroren aus in dem kalten Licht des frühen Morgens. Ihre grauen Jacken saßen lose auf ihren dünnen Schultern, die Hände hingen schwerfällig an der Seite herab und sie gingen mit der schwankenden Bewegung solcher, denen die Füße schmerzen von schwerem Schuhwerk. Die Wache zog auf, der oberste Aufseher pfliff, und dann ordneten sich die Leute in Abtheilungen von je fünf und zwanzig Mann, jede von einem Wächter begleitet.

„Hintere Reihe, zwei Schritte rechts! — Marsch!“ Dann folgte wieder das „Tramp, tramp, tramp“. Als die außerhalb beschäftigte Abtheilung durch das Thor ging, erhielt jeder Aufseher seine Platte mit Bajonett, Gürtel und Patronentasche aus dem Wachhaus. Die Steinhauerabtheilung ging unmittelbar unter dem Fenster vorüber und Hugo schwankte zurück, als einer der Männer, ein stattlicher Bursche mit blauer Mütze, welcher neben einem mißgestalteten, wild aussehenden Burschen ging, den Blick plötzlich nach oben richtete.

Um acht Uhr erschien der Gouverneur in seinem Empfangszimmer. Er empfing Hugos Papier mit einer seltsamen Mischung von Höflichkeit und kalter Würde — eine Vereinigung der Art wie er gewohnt war sich gegen einen Staatssekretär zu verneigen und einen Sträfling zur Kette bei Brot und Wasser zu verdammen.

„Die Leute kommen um neun Uhr zum Frühstück zurück. — Watkins,“ rief er dem Oberaufseher zu, „lassen Sie B. 2001 vorsehen, sobald die vierunddreißigste Abtheilung zurückkommt.“

Hugo verließ das Empfangszimmer und ging über den großen Hof, als nahe bei dem Wachhaus Lärm entstand.

„Das Boot!“ schrien zwanzig Stimmen und ein Trupp von Sträflingen rannte nach einem Schuppen hin, wo ein achträdriges Boot auf Stützen stand. „Ein Mann ist entflohen, hat einen Wagen in die See geschoben und treibt darauf hinaus.“

Wie die Teufel lachten und scheinheilig fluchten, wie sie dann arbeiteten, wie ihre abgezeigten Gesichter und Augen leuchteten bei der Aussicht, einen ihrer Mitgefangenen wieder festzunehmen, der versucht hatte, zu entfliehen! Jeder Sträfling, welcher dazu half, einen Flüchtling zu ergreifen, hatte Anspruch auf einen Nachlaß von sechs Tagen. Der Arzt führte Hugo auf das flache Dach des Hauses, das er bewohnte. Von dort konnten sie über die Gefängnismauer weg auf die felsige Küste unten sehen. Nahe bei der alten verfallenen Kirche rannte ein Trupp Sträflinge hin und her mit Geschrei und in wilder Aufregung.

„Es ist die Abtheilung vierunddreißig,“ sagte der Arzt, „die Abtheilung von Jim.“

Die Sonne stand schon hoch, die See glänzte wie Millionen Diamanten. Auf der silbernen Wasseroberfläche trieb etwas hin, das aussah wie ein Fiß. Es war der

Wagen, welchen der Sträfling in das Wasser getrieben hatte, um ihn als Boot zu benutzen.

„Er wird sinken, er ist mit starken Eisenbändern beschlagen,“ sagte der Arzt.

Man konnte den Sträfling darin stehen sehen. Er hatte Jacke und Mütze abgeworfen, seine ärmellosen Arme waren bloß bis zu den Schultern. Der Aufseher rannte auf die Klippe und feuerte. Der Schuß traf. Man sah, wie der Mann ein Stück von seinem Hemde von der Brust abriß und es um das Handgelenk band.

„Warum legt er sich nicht nieder?“ fragte Hugo. Er wußte nicht, wer der Sträfling war, aber in seinem Herzen stieg ein fieberhafter Wunsch auf, daß er entkommen möchte.

„Es ist aus mit ihm,“ sagte der Doktor, „er ist in der Strömung, bald wird sie ihn zur Insel zurücktreiben.“

Eine halbe Stunde später brachte eine Wache mit zwei Aufsehern den wieder eingefangenen Flüchtling in das Empfangszimmer des Gouverneurs. Der stattliche Bursche schritt zwischen den Aufsehern hin mit erhobenem Kopf und festem Schritt. Er trug keine Jacke und Mütze und um den einen Arm war ein Streifen Leinwand flüchtig umgebunden. Seine Brust war bloß, seine Augen flammten. Ein dunkler Streifen von Blut lief über die Wange, das Gesicht war aschfahl. Aber der Mann war nicht überwältigt durch sein Unglück, eher schien er dieses zu überwältigen.

„Welches ist die Nummer des Mannes?“ fragte der Gouverneur.

„Ja, seht nur nach, seht genau nach!“ sagte der Sträfling.

„Es ist B. 2001,“ sagte der Oberaufseher.

Der Gouverneur blickte auf ein Papier, welches auf seinem Tische lag.

„Senden Sie nach dem Herrn,“ sagte er zu einem Aufseher. Zu dem Sträfling gewendet, fuhr er fort: „Es ist ein Glück für Dich, daß Du von dem Kronanwalt reklamirt wirst.“

Der Sträfling antwortete nicht. Er war weder demütig noch mürrisch. Sein Benehmen war ungezwungen, aber stolz, wie im Gefühl erlittenen Unrechts.

Im nächsten Augenblick trat Hugo in das Zimmer. Er hatte die Augen niedergeschlagen und schleifte schwerfällig sein krankes Bein nach. Mit nervösen Fingern zerrte er an seinem Rock, seine Nästern zuckten und seine ganze Gestalt schien erschüttert.

„Dies ist der Mann,“ sagte der Oberaufseher mit einem unterthänigen Bückling.

Hugo versuchte, die Augen aufzuschlagen, aber sie senkten sich sogleich wieder. Er öffnete die Lippen, um zu sprechen, aber vergebens. Vor ihm stand der durchnäßte, beschmutzte, halb nackte, gefesselte, blutbesleckte Sträfling zwischen zwei bewaffneten Aufsehern mit erhobenem Kopf und Blicken, welche sein Herz durchdrangen. Er hatte die eine Hand in die Seite gestemmt und deutete mit der andern auf Hugos zitternde Gestalt.

„Was will dieser Mann von mir?“ fragte er mit tiefer Stimme.

„Paul, ich will Deine Leiden nicht durch mein Mitleid herunterswürdigen!“ rief Hugo bewegt aus.

Die Beamten sahen einander an.

„Ich brauche Dein Mitleid nicht,“ sagte der Sträfling bitter.

„Nein, aber ich das Deinige,“ erwiderte Hugo mit leiser Stimme.

Der Sträfling stieß ein rauhes Lachen aus und wandte sich an die Wachen:

„Führt mich weg — ich habe genug davon.“

„Höre mich, ich habe Dir etwas zu sagen — und komme, etwas für Dich zu thun.“

Der Sträfling brach aufs neue in ein Gelächter aus.

„Führt mich fort, hört ihr!“

„Aber wenn ich Dir sage, daß ich die Vergangenheit tief bedauere,“ sagte Hugo.

„Dann bist Du ein Heuchler,“ erwiderte der Sträfling.

Hugo wandte sich ab und atmete hörbar.

In einem kurzen Augenblick entfarbte sich sein Gesicht und seine Züge wurden verzerrt und starr. Ein Schweigen trat ein. Dann sagte er mit leiser, gebrochener Stimme:

„Paul, Du weißt wohl, was für ein Mensch ich bin, treibe es nicht zu weit mit mir! Ich bin hieher gekommen, um Dir einen Dienst zu leisten; denke an das, was Du durchgemacht hast.“

Wieder ließ der Sträfling ein kaltes Lachen hören.

„Denke an die anderen, Paul — denke an die andere, die mit Dir leidet!“

Der stolze Blick des Sträflings floß wie ein Blitzstrahl. Mit leiser, heiserer Stimme murmelte er:

„Nun führt mich ab.“ Er trat einen Schritt zurück, aber die Wache schloß sich um ihn. „Ich will nichts hören von diesem Menschen, versteht ihr — ich will nichts hören,“ wiederholte er heftig. „Er kam nur, um mich zu quälen.“

„Ich kam, um gut zu machen, Paul, was ich gethan habe. Lasse es mich wieder gut machen, reize nicht den bösen Teil meines Ichs in dieser Krisis Deines und meines Lebens.“

Der Sträfling schwieg. Nach einer Pause sagte er



Der Sängers Fluch. Modellirt von Wilhelm Seib.

Das Original der schönen plastischen Gruppe, die unsere Leser hier abgebildet sehen, ist Eigentum des Kaisers von Oesterreich und befindet sich in der k. k. Ambras-Sammlung. Der reichbegabte Urheber dieses stimmungsvollen Kunstwerkes ist der noch jugendliche Wiener Bildhauer Wilhelm Seib, ein früherer Schüler Professor Kundtmanns, in dessen Atelier er auch einige Jahre an dem berühmten Tegethoffmonumente mitgearbeitet hat.

Wer kennt nicht Uhlands prächtige Ballade mit ihrem hochdramatischen Schlussmoment, den der Künstler hier vor uns aufleben läßt; wer nicht den „schaurig durch Schloß und Gärten hallenden“ Fluch des alten Sängers:

„Weh euch, ihr stolzen Gassen! Nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang.
Rein, Seufzer nur und Stöhnen und schwerer Sklavenschritt,
Wis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!“

„Weh euch, ihr düst'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Töten entstelltes Angesicht,
Dah' ihr darob verdorret, dah' jeder Quell versiegt,
Dah' ihr in künst'gen Tagen versteinert, verödet liegt.“

„Weh dir, verruchter Mörder, du Fluch des Sängertums!
Amsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei wie ein lehtes Röcheln in leere Luft verhaucht!“



Verlassen! Nach dem eigenen Gemälde auf Holz gezeichnet von J. R. W. (E. 606.)

ruhiger: „Dann paßt es für Deine Zwecke, es wieder gut zu machen.“

Hugo zuckte zusammen. Die Worte trafen sein Herz wie ein Pfeil.

„Ich will nicht heucheln, indem ich sage, ich sei ein anderer Mensch geworden,“ erwiderte er. „Mein Beweggrund ist mein Geheimnis, aber mein Handeln soll zu Deinen Gunsten sein.“

Das Gesicht des Sträflings erhellte sich.

„Du hast mich gebraucht zu Deiner Rache,“ sagte er, „ich will nicht Deiner Rache und Zerknirschung auch dienen. Wachen, führt mich fort; führt mich fort, sage ich euch!“

Der Gouverneur trat dazwischen.

„Wenn Du dieses Zimmer verlässest, so gehst Du direkt in die Strafzelle.“

„Führt mich in eure Zellen und laßt mich dort liegen und sterben und verfaulen!“

„Führt ihn fort!“ sagte der Gouverneur.

„Paul, ich flehe Dich an, höre mich!“ rief Hugo in mitten des Klirrens der Waffen.

„Führt ihn fort!“ wiederholte der Gouverneur.

Eine Stunde später wurde B. 2001 wieder in das Empfangszimmer zurückgeführt. Er war jetzt ruhiger.

„Wir haben einen Befehl vom Staatssekretär,“ sagte der Gouverneur. „Du wirst fortgeführt, um in einer Angelegenheit ein Zeugnis abzulegen. Um zwei Uhr wirst Du Portland verlassen, um nach Cumberland zu fahren, eine Wache wird mit Dir gehen.“

Der Sträfling senkte den Kopf und ging schweigend hinaus.

Paul Ritson — wir wollen ihn nicht länger durch seine Sträflingsnummer bezeichnen — wurde nicht in die Zelle zurückgeführt, sondern vorerst wieder zur Arbeit mit den Steinbrechern nahe bei dem Thore des Gefängnisses. Die Neuigkeit seines Fluchtversuches hatte sich nicht schneller verbreitet als die Gerüchte über seine bevorstehende Abreise.

„Höre einmal,“ rief ein grauköpfiger Sträfling, „kannst Du eine Botschaft mit hinaus nehmen?“

„Was für eine Botschaft?“

„Nur ein Wort an mein altes Weib, um ihr zu sagen, wo sie einen Schlüsselbund findet, den sie sehr nötig hat.“

„Schreibe ihr das doch selbst.“

„Ja, und der Gouverneur wird es lesen und die Polizei wird die Geschichte auffinden. Nun, ich wundere mich nicht über Dich; ich vergaß eben, Du bist ja ein vornehmer Herr!“

Ein spöttisches Lachen folgte auf diese Reden.

Ein junger Bursche mit einem bleichen, schwächlichen Gesicht näherte sich der Stelle, wo Paul arbeitete, und zog einen Brief aus einem seiner Stiefel.

„Das ist das letzte, was ich von Hause erhielt,“ sagte er ruhig und legte den Brief in Pauls Hand.

Es war ein zerfetztes Papier, so schmutzig vom häufigen Anfassen und so abgenutzt durch häufiges Zusammenfalten, daß die Schrift kaum zu entziffern war. Er kam von Liverpool von seinem kranken Weib und seinen Kindern, welche dort lebten.

Der arme Teufel konnte nicht lesen, aber er hatte irgendwie den Brief auswendig gelernt und war im Stande, jeden Zug seiner Familiengeschichte zu bezeichnen, genau an der Stelle, wo er erzählt wurde.

Er war in der Strafkasse und es war ihm nicht erlaubt, zu antworten. Deshalb kam er jetzt, um Paul zu fragen, ob er nicht nach Liverpool käme und dort sein Weib und seine kleinen Kinder besuchen könne, um ihnen zu sagen, wie es ihm gehe, wie gut er aussehe und wie mild er behandelt würde — „nur, um sie ein bißchen zu trösten, weißt Du.“

„Hören Sie einmal, gnädiger Herr,“ sagte ein Graukopf von schilfem Aussehen, „ich höre, Sie haben Arbeit zu vergeben, wenn Sie jetzt frei werden. Ist Aussicht für mich vorhanden? Ich wünschte, mich zu verändern. Die Arbeitszeit hier ist mir zu lang und das ewige Klopfen paßt mir auch nicht. Außerdem besteht mein jetziger Arbeitgeber darauf, daß ich eine Jacke mit einer Nummer tragen soll, ganz so wie die wilden Tiere in der Menagerie! Es ist wirklich lächerlich! Ich habe daher aufgegeben und werde im September davongehen. Sie sehen, ich lasse schon meine Flügel wachsen, um fliegen zu können.“ Der alte Sünder zeigte nach seinem grauen Haar, das etwas länger war als das Haar seiner Genossen. „Aber es kommt eine andere Schattierung heraus als vor zehn Jahren, und mein altes Weib wird auf meine persönlichen Vorzüge nicht mehr so stolz sein wie früher.“ —

Um zwei Uhr wurde Paul Ritson durch den Aufseher Jim in die Schreibstube des Oberaufsehers geführt. Dort wurden dem Sträfling Handschellen angelegt und der Aufseher bewaffnet, dann gingen sie.

Auf dem Dampfsboot, welches zwischen Portland und Bournemouth fuhr, erregte der Sträflingsanzug allgemeine Aufmerksamkeit. Es war Feiertag und eine große Volksmenge drängte sich in Festkleidern auf dem Verdeck. Das Wetter war prachtvoll, die Sonnenstrahlen tanzten auf der Wasseroberfläche und eine Musikbande spielte auf der Brücke oben.

Auch auf dem Bahnhof in Bournemouth sammelten sich Gruppen und blickten verstohlen nach dem Sträfling.

Während der wenigen Minuten vor der Abfahrt des Zuges stand ein Trupp Menschen vor dem Wagen und blickte durch das Fenster hinein.

Paul Ritson achtete nicht auf diese Aufmerksamkeiten, aber oft trafen sie ihn doch.

„Sieh ihn einmal an. Siehst Du die blaue Mütze? Was für ein gefährlich aussehender Bursche!“

Paul lachte bitter. Sein Herz wurde zu Eis in solchen Augenblicken. Wäre er in seiner Kleidung und mit heiterem Gesicht erschienen, wie anders hätte sich die öffentliche Stimme ausgesprochen! Wer würde dann gesagt haben, er sei ein gefährlicher Verbrecher?

Der Zug fuhr ab. Paul warf sich in seinen Sitz zurück und dachte an alles, was vorgefallen, seit er diese Reise zum erstenmal gemacht hatte. O wie schrecklich waren jene ersten Erfahrungen des Sträflingslebens gewesen. Er hatte seit jenem Tag nicht wieder daran gedacht bis heute. Andere und lebhaftere Eindrücke hatten jene Erlebnisse von Tag zu Tag mehr in Vergessenheit gebracht. Aber jetzt kamen sie wieder, so frisch, als ob sie von gestern gewesen wären. Er war in einer Abteilung von zwanzig Mann gewesen, welche von Willbank nach Dartmoor fuhren. Die Reise nach Waterloo in dem Gefängniswagen war eine schreckliche Pein gewesen. In den Zellen hatte er gedacht, es werde ihm gleichgültig sein, wenn Leute in den Straßen ihn wiedererkennen. Daß ein Unschuldiger bestraft worden, gereichte nicht ihm, sondern dem Gericht zur Schande.

Aber als er damals durch den Gefängnishof neben einem schwindstüchtigen Verbrecher marschierte, einen alten Dieb vor sich und einen überführten Mörder hinter sich, da trat der kalte Schweiß in großen Tropfen auf die Stirne.

Er hatte sich vorgestellt, daß er mit stolz erhobenem Haupt und offenen Blicken der Neugierde der Leute begegnen werde. Aber als die Reihe an ihn gekommen, war er eilig in den Wagen gesprungen und hatte sein Kinn auf der Brust vergraben.

Dann hatten sich Gruppen auf der Straße gesammelt, als das Thor sich öffnete und der Wagen herausfuhr; dann das Gedränge an einer Stelle, wo der Wagen anhalten mußte, um eine Linie von überladenen Omnibussen vorbei zu lassen und endlich die schreckliche Scene am Bahnhof, wo die Sträflinge aus dem Perron aufmarschiert waren und die allgemeine Aufmerksamkeit durch die schweren Schritte von zwanzig gefesselten Männern erregt worden war!

Und bei alledem noch die Scherze und das Gelächter der älteren Burschen, welche für jede öffentliche Beschämung unempfindlich waren.

„Heda, Du mit den Kutschenlaternen, reiche einem armen Teufel ein Stück Tabak herüber.“ — „Haben wir uns nicht schon früher gesehen? O gewiß. Du da, in der weißen Krawatte, sieh genau her, so lange wir hier beisammen sind, damit Du uns später wieder kennst.“ — „Oho, Mutter Shipton, sind Sie das selbst, meine Gnädige? Wie erfreut sind wir, Sie zu sehen! Reichen Sie doch ein wenig Ihre Sammetbörse herüber, wir werden sie Ihnen zurückgeben, wenn wir wieder einmal hier zusammenkommen.“ Alle Strenge der Aufseher war nicht im Stande gewesen, solchen platten Scherzen Einhalt zu thun.

Seitdem hatten sich die Zeiten geändert. Paul hatte ein und ein halbes Jahr in einer Schule zugebracht, deren Erziehung ihn von allen Gefühlen peinlicher Delikatesse frei gemacht hatte.

Der Aufseher suchte ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Er versicherte wiederholt, daß er keinen Groll hege. „Ich bin im Grund ein guter Kerl,“ sagte er; da aber seine Bemühungen zur Ausbesserung keinen Erfolg hatten, stopfte der Wärter seine Pfeife und verfiel in langes Schweigen.

Sie hatten ein Coupé für sich. An einer Station, wo der Zug anhielt, öffnete ein Mann die Thüre. Er hatte schon einen Fuß in den Wagen gesetzt, als er sah, welche Reisegesellschaft ihn erwartete. Augenblicklich verschwand er. Paul bemühte sich nach Kräften, den Zorn zu bemeistern, der ihn beinahe hinriß. Er fandte dem Davoneilen nur ein lautes Gelächter nach. An einer andern Station erblickte ein Polizeibeamter die blaue Mütze und graue Jacke und fühlte sich bewogen, mit kurzer dienstlicher Autorität die Papiere des Aufsehers zu besichtigen. Dann schritt der Beamte mit einem geringschätzigen Blick durch die Menge der Zuschauer, welche seine Erscheinung angezogen hatte.

Nachdem sie sich in London im Centralpolizeigebäude gemeldet hatten, erwarteten sie den Neumehrzug nach Penrith.

Die Reise nach Norden war von keinen besonderen Vorfällen begleitet. Wenn auf den Stationen, wo der Zug hielt, sich kleine Gruppen von Neugierigen sammelten, um den Sträfling anzugaffen, schloß Paul die Augen. Zuweilen brach er auch in ein bitteres Lachen aus bei dem Gedanken, daß dies alles eine Ergänzung zu der Erniedrigung seines Gefängnislebens sei. Wenn noch etwas von Zartgefühl, von Menschlichkeit in ihm geblieben war, als die Pforten von Portland sich hinter ihm geschlossen hatten, so mußte es durch diese grausame Tortur für immer vernichtet werden.

Am Mitternacht hörte endlich die qualvolle Belästi-

gung auf. Die lieben Mitmenschen lagen meist im Schlaf, aber das Schweigen der Nacht brachte neue Qualen. Während der Zug durch die Dunkelheit dahinslog, bald durch einen langen Tunnel rasselte, bald wieder in die freie Luft hinausdrang, wandten sich Pauls Gedanken zurück zu dem Tag, welcher ihm jetzt so weit entfernt schien, wo er diesen selben Weg, vereint mit dem teuren Wesen, zurückgelegt hatte, das sein junges, wolkenloses Leben seiner Obhut anvertraut hatte.

Wo war sie jetzt? Friede mit ihr, wo sie auch sein mochte! Er erinnerte sich an ihre zärtlichen Blicke, er glaubte ihre sanfte Stimme zu hören, den leichten Druck ihrer zarten Finger auf seiner Hand zu empfinden, welche jetzt die Eisen trug. Und selbst in diesem Augenblick, wo sein ganzes Herz sich dem reinen jungen Weib zuwandte, das seine Leiden teilte, glaubte er die rauhen, scharfen Stimmen der Sträflinge und ihre schrecklichen Flüche zu vernahmen.

Er dachte daran, was er gewesen und was er jetzt war. Es war unnütz, die Wahrheit zu leugnen — er war ein schlechterer Mann. Was einst in ihm Reines, Großmütiges und Edles gewesen, war jetzt unrein, gemein und unedel. Es war ihm, als ob die ganze Welt die Hand gegen ihn erhoben habe und er bereit und gierig darauf sei, den Kampf aufzunehmen und Stoß um Stoß zurückzugeben.

Gegen vier Uhr morgens hielten sie in Penrith, wo der Wagen auf die Seitenlinie nach Westen gebracht werden sollte. Der Tag brach an. Aus dem Fenster konnte Paul in der Ferne die Ruinen des Schlosses sehen. Er fühlte sich seltsam gerührt durch diesen bekannten Anblick. Es war ihm, als ob ein harter Klumpen von seinem Herzen wegschmelze. Zuweilen riefen die Weichenwärter den Signalleuten in der grauen Morgenstille etwas zu. Es war nichts von Bedeutung, aber die Worte wurden in dem breiten cumberlandischen Dialekt ausgesprochen, welchen seit einem und einem halben Jahre Pauls Ohr nicht mehr vernommen hatte.

Das graue Dämmerlicht färbte sich, und bald erglänzte im Osten der Himmel im Morgenrot. Paul ließ das Fenster herab, die süße Vergnügung hereinströmen zu lassen. Endlich wurde der Wagen an den Zug nach Westen angehängt, und als er abfuhr, war die Sonne aufgegangen und die Luft erfüllt vom fröhlichen Gesang der Vögel. Bald war das Bergland erreicht, und nun endlich schien die Bitterkeit aus Pauls Herzen zu schwinden wie Nebel. Jene lebhafteste Erregung des auffauchenden Herzens, wenn nach langer Abwesenheit die heimatlichen Berge in der Ferne erscheinen, ist ein Entzücken, das nur der Bergbewohner kennt.

Paul stand auf und beugte sich durch das Fenster hinaus, um die heimatliche Luft gierig einzuatmen. Er dachte nicht an seine graue Jacke und blaue Mütze, bis ein Fuhrmann, der seine Pferde in einem Teich bei der Eisenbahn schwemmte, ihn erschreckt anstarrte, als hätte er ein Gespenst um Mittag erblickt.

Dann erinnerte er sich, daß er noch immer ein Sträfling sei, daß seine Hände noch die Eisen trugen. Aber diese Gedanken konnten nicht die freudige Erregung, die ihn ergriffen hatte, gänzlich zerstören. Er erinnerte sich auch an Hugo, und dann fragte er sich, warum er wohl nach Hause zurückgebracht worden sei. „Nach Hause?“ Es war ein trauriges Rückkommen, aber dennoch war es Heimkehr.

Zwei Tage später war das alte graue Rathaus auf dem Marktplatz von Keswick von einer aufgeregten Menge umgeben. Der Gerichtshof der Grafschaft hielt hier Sitzung ab, um einen seltsamen Fall zu verhandeln. Es war eine Klage auf Ausweisung, welche Greta, Frau Paul Ritson, gegen einen Beklagten eingereicht hatte, dessen Name in den Akten als „Paul Drayton, alias Paul Ritson, gegenwärtig in der Gyll“, verzeichnet war.

Der Saal war überfüllt. Es war ein großer, kahler Raum mit einer langen Tafel und zwei Reihen von Stühlen am Ende des Saales. Die eine Reihe war von dem Richter und den Geschworenen, die andere von den Anwälten der Klage und der Verteidigung eingenommen. Im übrigen Teil des Zimmers drängten sich die Bewohner des Tales in unruhigen, neugierigen Gruppen.

Für Greta war an dem einen Ende des Tisches ein Stuhl aufgestellt worden. Sie hatte die Wange auf die Hand gestützt und schlug die Augen nieder, während die Zuschauer die Hälse reckten, um sie zu betrachten. Hinter ihr, die eine Hand auf die Stuhllehne gelegt, stand der alte Vikar. Sein weißes Haupt war noch weißer als früher, auf seinem schönen alten Gesicht lag ein Ausdruck von Verlegenheit.

Greta gegenüber, am andern Ende des Tisches, saß Hugo Ritson. Er hatte ein Bein über das andere Knie geworfen, sein Kopf war nach vorn geneigt, die scharfen Züge des hageren bleichen Gesichtes mit den großen Augen waren ruhig dem Volk zugewendet. Niemand würde die Absicht erraten haben, welche Hugo hieher geführt hatte. Man hätte glauben können, daß Gleichgültigkeit auf seiner Stirne lag — Gleichgültigkeit oder Verzweiflung. Da, wo das Geräusch am lautesten war unter den Zuschauern, stand Drayton neben Vorne. Sein Gesicht war gerötet,

seine Augen funkelten. Zuweilen lehnte er sich zurück, um dem Schmied, dem Müller, dem Wirt vom Fliegenden Roß etwas zuzuschnitten. Seine Bemerkungen mußten wunderbar drollig sein, denn stets folgte ein leises Lachen darauf, welches schnell unterdrückt wurde.

Der Anwalt für die Klage eröffnete die Reihe der Vorträge. Die Klägerin trat als Besitzerin in Vertretung ihres Ehemanns auf, welcher zurzeit für das Gesetz tot war. Sie behauptete, daß der Mann, der von der Gyll Besitz ergriffen hatte, nicht ihr Ehemann Paul Nitson sei, sondern Paul Drayton, ein Schenkwirt von Hendon, welcher eine merkwürdige persönliche Ähnlichkeit mit ersterem habe. Der Beweis hierfür, welcher sogleich beigebracht werden solle, sei vollständig und unwiderleglich in der einen wichtigeren Hälfte, nämlich in dem Nachweis, daß der Beklagte nicht Paul Nitson sei, unter dessen Namen allein er ein Recht auf diesen Besitz beanspruchen könne. Unglücklicherweise sei der als Ergänzung hierzu gehörige Nachweis, daß der Beklagte niemand anderes als der Schenkwirt Paul Drayton sei, durch die Erbfindung und den darauf folgenden Tod einer wichtigen Zeugin ernstlich erschwert worden. Aber dennoch sei der Anwalt der Klage der Meinung, wenn er die Geschworenen davon überzeugen könne, daß der Beklagte nicht der Mann, der er zu sein behauptete, so werde dem Gericht nichts anderes übrig bleiben, als die Ausweisung auszusprechen, welche die Anklage verlange.

Zu diesem Zweck wolle er zwei Zeugen aufrufen, deren Aussagen diejenigen aller anderen überwiegen werden, nämlich die Frau von Paul Nitson und den Geistlichen, der die Ehe eingegesenet habe.

Gretas Name wurde aufgerufen und sie erhob sich am Ende der Tafel. Ihr Busen wogte unter dem kleinen Spitzenhaube, der ihre Schultern bedeckte und wie das Halstuch eines Matrosen auf ihrer Brust zusammengeknötet war. Aufrecht stand sie da, ihre Augen etwas emporgerichtet, die Hände vor sich gefaltet. Nach den gewöhnlichen Formalitäten wurde sie gefragt:

„Sie sind das einzige Kind des verstorbenen Robert Lothar?“

„Ich bin die Tochter von Robert Lothar.“

Drayton warf den Kopf zurück und stieß ein kurzes Lachen aus.

„Sie wurden mit Paul Nitson im Jahre 1875 in der Pfarrkirche von Neuland getraut durch den Geistlichen Wifster Christian?“

„So ist es.“

„Am Tag Ihrer Hochzeit begleiteten Sie Ihren Mann nach London, und in derselben Nacht verließ er Sie in dem Sanct Margaretkloster in Westminster?“

„Das ist alles ganz richtig.“

Die Richter besprachen sich flüsternd unter einander. Der Anwalt bemerkte, daß es nicht seine Absicht sei, den Gerichtshof mit einer Erklärung von Thatsachen aufzuhalten, welche so außerordentlicher Natur seien, daß sie nur unter dem Eid einer Person glaublich erscheinen könnten, welche, obgleich anwesend, nicht als Zeuge aufgerufen worden sei. Bei dieser Bemerkung erhob Hugo seine müden Augen und die Untersuchung wurde fortgesetzt.

„Drei Tage nachher erhielten Sie von Ihrem Mann eine Botchaft, welche Sie aufforderte, mit ihm auf dem Sanct Pantrazbahnhof zusammenzutreffen, um mit dem Mitternachtzug mit ihm nach Cumberland zurückzukehren?“

„Ganz richtig.“

„Wer brachte Ihnen die Nachricht?“

„Frau Drayton, die alte Wirtin im Gasthaus von Hendon.“

„Sie gingen nach dem Bahnhof?“

„Ja!“

„Erzählen Sie dem Gericht, was dort vorfiel.“

„Kurz, ehe es zwölf Uhr schlug, just als der Zug im Begriff war, abzufahren, eilte ein Mann, den ich auf den ersten Blick für meinen Ehemann hielt, auf den Perron, und ich stieg mit ihm in den Wagen.“

„Sehen Sie den Mann hier im Saal?“

„Ja, er sitzt zwei Stühle rechts von Ihnen.“

Drayton stand auf, verbeugte sich gegen die Zeugin mit einem breiten Lächeln und nahm seinen Sitz wieder ein.

„Waren Sie allein in dem Wagen?“

„Anfangs waren wir allein, aber eben als der Zug abfuhr, kam noch Vikar Christian zu uns.“

Wieder besprachen sich die Richter und der Anwalt machte wieder eine Bemerkung, um zu erklären, daß er den Gerichtshof mit einer Darstellung der außerordentlichen Umstände, welche Ursache waren, daß Vikar Christian in diesem kritischen Augenblick sich in London befand, nicht aufhalten wolle. Diese Vorfälle bildeten für sich selbst eine Kette von Thatsachen, welche demnächst vor einem Kriminalgericht zur Sprache kommen mußten, da sie die Geschichte eines Komplotts in sich schlossen, wie es schändlicher und unnatürlicher in den Annalen der Gerechtigkeit nicht zu finden sei.

„Erzählen Sie dem Gericht, was in dem Zug vorfiel.“

„Ich bemerkte sogleich, daß der Mann nicht mein Ehemann war, obgleich er ihm in Gesicht und Gestalt merkwürdig ähnlich sah, und als er mich als seine Frau anredete, wies ich ihn zurück.“

„Bemerkte auch der Vikar Christian diesen Irrtum?“

„O ja, aber nicht ganz so schnell.“

„Was thaten Sie dann?“

„Wir verließen den Zug an der ersten Station, an welcher er anhielt.“

„Hat sich der Beklagte dem irgendwie widersetzt?“

„Nein, er sah verlegen aus und bemerkte nur, daß ihn vielleicht eine kürzlich überstandene Krankheit sehr verändert habe.“

Der Anwalt der Verteidigung, zu dessen Linken Borne als Anwalt des Beklagten saß, legte der Zeugin Kreuzfragen vor:

„Sie sagen, daß in der Nacht, welche auf den Morgen Ihrer Hochzeit folgte, Ihr Ehemann Sie in einem Kloster verlassen habe?“

„So ist es.“

Borne murmelte etwas vor sich hin, was für die Zeugin unhörbar blieb.

„Und Sie sagen, daß Frau Drayton Ihnen die Botchaft brachte, von der Sie eben sprachen. Sagte sie Ihnen, daß Ihr Ehemann krank sei?“

„Ja, das sagte sie.“

„Sollen wir daraus schließen, daß Sie das Haus der Drayton in Hendon besucht hatten?“

„Ein Eisenbahnunglück hatte uns veranlaßt, dorthin zu gehen.“

„Hat irgend jemand den Beklagten in jener Nacht nach dem Sanct Pantrazbahnhof begleitet?“

„Der Bruder meines Mannes, Herr Hugo Nitson, kam mit ihm.“

„Sagen Sie dem Gericht, wo Ihr Mann jetzt ist und ob er sich in diesem Augenblick in dem Gerichtssaal befindet.“

Keine Antwort. In der tiefen Stille hörte man den Anwalt der Klägerin Einsprache erheben gegen diese Frage.

„Gut, wir sind im Stande, darauf zu verzichten,“ sagte der Anwalt mit einem überlegenen Lächeln. „Noch eine Frage, Frau Nitson. Waren irgendwelche Mißverständnisse zwischen Ihnen und Ihrem Manne vorgefallen?“

„Nein, durchaus nicht.“

„Wollen Sie beschwören, daß Sie nicht mit lauter Stimme mit einander gestritten haben, während Sie sich im Gasthaus in Hendon befanden?“

Greta erhob den Kopf und ihre Augen blinnten. „Ja, das will ich beschwören,“ sagte sie mit sanfter Stimme, aber mit entschiedenem Nachdruck.

Dann wurde der Vikar befragt.

Der Angeklagte sei nicht der Mann, den er mit der Klägerin getraut habe. Er habe Paul Nitson auch später gesehen. Wo? In dem Gefängnis von Dartmoor. Im Kreuzverhör wurde er gefragt, unter welchem Namen der Sträfling im Gefängnis zu Dartmoor sich befinde? — Paul Drayton.

„Dann erzählen Sie dem Gerichtshof, wie Sie dazu kamen, den Beklagten als Drayton zu erkennen?“

„Es waren viele Thatsachen, welche darauf hinwiesen, vorhanden.“

„Nennen Sie uns eine derselben.“

„Am Morgen der Hochzeit fand ich einen Brief, welcher offen über dem Kaminraster in meiner Sakristei hing. Er war von Herrn Hugo Nitson an Herrn Borne und erwähnte den Namen Drayton in einer Beziehung, welche im Lichte späterer Enthüllungen zu vielen Schlüssen herausforderten.“

Auf diese Antwort war Borne nicht vorbereitet. Der Anwalt blickte fragend nach ihm, aber Borne schlug die Augen nieder und errödete tief.

„Können Sie uns den Brief zeigen?“

„Nein, ich ließ ihn, wo ich ihn gefunden hatte.“

„Dann kann er schwerlich als Beweis gelten.“

Der Anwalt lächelte und die Spannung auf Draytons Gesicht ließ nach. Es entstand ein leichtes Gedränge unter den Anwesenden. Der Zeuge trat zurück.

Jetzt erhielt der Anwalt der Verteidigung das Wort. Es sei die Zumutung ausgesprochen worden, zu glauben, daß der Beklagte in gegenwärtiger Streitfrage Paul Drayton sei, gegenüber der Thatsache, daß Paul Drayton sich in diesem Augenblick als Sträfling im Gefängnis befinde. Ferner sei die unglaubliche Behauptung aufgestellt worden, daß ein eben verheirateter Mann seine junge Frau in der Hochzeitsnacht in ein Kloster gebracht habe und daß, als sie sich wieder vereinigen sollten, eine Verwechslung stattgefunden habe und der Ehemann unter dem Namen eines andern ins Gefängnis, der andere aber nach Cumberland gegangen sei, um seine Rechte als Ehemann der Frau in Anspruch zu nehmen. Ueberdies sei noch das Ansinnen gestellt worden, zu glauben, daß der Bruder des Ehemanns, Herr Hugo Nitson, entweder durch den Betrüger getäuscht worden oder daß er ein Teilnehmer an dem Betrug sei. Zum Glück sei es leicht, die Identität zu beweisen durch zwei unzweifelhafte, zusammenhängende Faktoren: Ähnlichkeit und Gedächtnis. Es werde gezeigt werden, daß der Beklagte niemand anders als Paul Nitson sein könne — erstens, weil er ihm persönlich ganz genau gleiche — zweitens, weil er alles wisse, was Paul Nitson wissen müsse, — drittens, weil er nichts wisse, was Paul Nitson nicht wissen könne. Seit Anbeginn der Welt seien niemals die Lebensläufe zweier Männer ganz die-

selben gewesen, und da bewiesen worden, daß das Leben des Beklagten ganz dasselbe wie das von Paul Nitson gewesen, so folge daraus, daß Paul Nitson und der Beklagte ein und derselbe Mann seien.

Did, der Müller, war der erste Zeuge zu Gunsten der Verteidigung. Er beschwor, daß Paul Nitson beim Löschen eines Feuers thätig gewesen, welches vor zwei Jahren in der Mühle ausgebrochen sei, daß er mit einer Art auf das Dach geklettert sei und daß der Angeklagte noch im letzten Monat ihm genau die Vertikalität und die Form des Loches, das er in das Dach geschlagen, beschrieben habe. Niemand konnte das so genau wissen wie er selbst und der Mann, der auf dem Dach gestanden. Dieser Mann war Paul Nitson. Er war auch damals an Ort und Stelle von allen Zuschauern erkannt worden, unter welchen sich auch der Vikar Christian befand.

Der nächste Zeuge war Frau Calvert vom Gasthof zum Roß. Paul Nitson hatte einmal vor zwei Jahren eine Nacht in ihrem Hause geschlafen, und vor einigen Tagen hatte der hier gegenwärtige Angeklagte das Schlafzimmer bezeichnet, das er damals eingenommen hatte, und zugleich die wenigen Worte wiederholt, die sie damals gewechselt hatten.

Dann wurde Ratt, der Stallknecht, aufgerufen. Seine schlaftrigen Augen zwinkerten listig, als er erzählte, daß in einer Winternacht bei heftigem Schneetreiben Frau Nitson und dann auch Miß Greta durch eine Erscheinung erschreckt worden seien, welche sie für den Geist von Paul Nitson hielten. Der Zeuge war nicht so leicht zu täuschen gewesen und der Beklagte hatte ihm kürzlich ausführlich und genau die Scene der Erscheinung beschrieben, welche die Dame für ein Gespenst gehalten hatte.

Dann folgten Brudfort, der Schmied, Tom, der Briefträger, Giles Raisley, der Bergmann, Tommy, der Wirt vom Fliegenden Roß, und mehrere andere. Diese alle beschworen verschiedene Vorfälle, welche die Identität des Beklagten mit Paul Nitson beweisen sollten. Der eine erinnerte sich der Thatsache, daß Paul Nitson auf seinem Kopf eine Narbe habe, welche durch den Schlag eines Pferdes verursacht worden war, als er noch ein Knabe gewesen. Der Beklagte hatte genau eine solche Narbe. Ein anderer brachte vor, daß Paul Nitson an der Sohle seines rechten Fußes ein Zeichen habe, welches dadurch entstanden sei, daß er auf dem Kalkenselsen auf ein scharfes Felsstück getreten sei, und der Beklagte hatte genau ein solches Zeichen. Ein Dritter hatte mit Paul Nitson gerungen, er wußte, daß er ein Muttermal unter dem linken Schulterblatt auf dem Rücken habe. Der Beklagte hatte wirklich ein Muttermal an dieser ungewöhnlichen Stelle.

Der Anwalt der Verteidigung lächelte mild den Geschworenen zu und die Geschworenen lächelten mild zu dem Anwalt der Verteidigung hinüber. War es wirklich notwendig, den Beklagten aufzurufen? Gewiß war es überflüssig, die Zeit des Gerichtshofs in Anspruch zu nehmen. Der ganze Fall war höchst einfach — die Dame hatte sich mit ihrem Manne gezankt. Der Stand der Sache sei sofort klar, sobald es zur Sprache komme, daß diese gegenwärtige Klage nur eingereicht worden, um einer Klage bei dem Ehegericht zuvorzukommen.

Der Anwalt der Klage lächelte auch. Es war ein schwaches Lächeln in Voraussicht der unvermeidlichen Niederlage. Er sprach stammelnd den Wunsch nach einem Aufschub aus, indem er sagte, es seien ihm stärkere Beweise versprochen gewesen, als er die Sache aufnahm, und setzte sich nieder mit einer Miene, die um Entschuldigung zu bitten schien.

Lautes Geräusch erhob sich im Saale. Drayton hatte sich erhoben, um die Glückwünsche seiner Freunde hinter sich zu empfangen, während einige angesehene Leute, welche rechts und links vom Richter Sitzplätze erhalten hatten, ihm zunickten. Er antwortete mit lauter Stimme, als plötzlich das Geräusch und das Stimmengewirr verstummten und alle Augen sich nach dem Ende der Tafel richteten.

Hugo war aufgestanden. Mit blutleerem, aber felsenhartem Gesicht besprach er sich lebhaft mit dem Anwalt der Klage. Die gespannte Miene dieses Herrn verriet das lebhafteste Interesse an dem, was er hörte. Dann erhob er den Arm mit ungeduldiger Geberde und sagte:

„Herr Präsident, es sind neue und sehr wichtige Beweise in meinen Besitz gekommen!“

„Von welcher Art?“ fragte der Richter.

„Wenn, einerseits, bei einer Frage nach der Persönlichkeit eines Menschen der Richter die Aussage der Hebe und des Abschaums der Bevölkerung annimmt und die Aussagen der Frau des Mannes zurückweist, dessen Güter in Frage stehen, so wird er doch, andererseits, zugestehen müssen, daß es drei Personen gibt, deren Aussagen für diese spezielle Untersuchung von ganz anderer Wichtigkeit sind: der Bruder von Paul Nitson, der Beklagte, welcher behauptet, Paul Nitson zu sein, und der Sträfling, welcher sich unter dem Namen Paul Drayton im Gefängnis befindet. Ich könnte noch eine Person nennen, deren Zeugnis ausschlaggebender wäre, als das jeder dieser drei Personen für sich: die Mutter von Paul Nitson, aber sie ist unglücklicherweise tot für die Welt.“

Drayton stand noch immer wie an den Fußboden angenagelt. So stumpf und schwerfällig er auch war, sah er doch mit einem Blick, was vorgefallen. Er hatte nicht

entfernt an die Möglichkeit gedacht, daß Hugo Ritson sich persönlich in Gefahr begeben werde, um ihn zu Grunde zu richten.

„Können Sie diese Personen hier vorführen?“

„Herr Präsident, ich vermute, es steht dem Angeklagten frei, das Zeugnis zu verweigern. Aber der Gerichtshof wird es nicht ablehnen, die Aussagen der beiden anderen Personen, von denen ich spreche, anzuhören — des Bruders von Paul Ritson und des Sträflings, der für Paul Drayton gilt.“

Hierauf entstand eine lebhafteste Bewegung. Greta hatte sich in ihren Stuhl zurückgelehnt, ihre Brust hob sich heftig, auf ihrem Gesicht lagen Schmerz und Erregung. Der Biskar stand hinter ihr mit dem Ausdruck hilflosen Erstaunens. Drayton hatte die Stirne zusammengezogen und seine Lippen fest geschlossen.

„Kommt mir nicht mit euren Winkelzügen,“ murzte er.

„Sie können eine neue Verhandlung verlangen,“ sagte der Richter zu dem Anwalt.

„Herr Präsident, es ist noch eine andere Sache anhängig und von dem Ausgang der vorliegenden Sache wird dieser andere Fall wesentlich abhängen.“

Während dieser Scene hatte Hugo ruhig am Tisch lehnend dagestanden und behielt auch seine vollständige Selbstbeherrschung, als der Anwalt nun dem Gericht mitteilte, daß vor vier Tagen, in Vorbereitung der jetzigen Klage, sowie einer andern, welche beabsichtigt gewesen, eine schriftliche Erklärung in Gegenwart des Staatssekretärs und der Staatsanwältin gemacht worden sei. Das erste Resultat dieser Erklärung sei gewesen, daß der Sträfling Drayton jetzt in dem Hause anwesend und bereit sei, zu erscheinen.

Der Präsident sprach den Wunsch aus, der Sträfling möge vorgeführt werden. Hugo ging auf einen großgewachsenen Mann, den Gerichtsdiener, zu, der in der Nähe stand; unmittelbar darauf wurde die Thüre aufgerissen und noch ein anderer Mann trat in den Gerichtssaal. Alle reckten die

Hälse, jedes Auge war auf ihn gerichtet. Er trug eine graue Sträflingsjacke mit einem runden Merkzeichen, auf welchem

in kurzer Zeit ging's auch schon im Dorf herum: „Des Schultheiß Mariele geht mit 's Nachtwächters Andres.“ Wie der alte



Rasr-ed-Din, Schah von Persien. (S. 600.)

die Ziffer B. 2001 zu bemerken war. Sein Gesicht war bleich und starr, seine großen Augen funkelten. Er war noch in der Blüte der Mannheit, aber sein kurz geschorenes Haar hatte einen Anflug von Grau. Er schritt durch die Menge, welche beiseite trat, um ihn durchzulassen. Als er den Tisch erreicht hatte, stieß er ungeduldig mit einer seiner gefesselten Hände daran und warf den Kopf mit trotzigem Blick empor. Sein ganzes Wesen war das eines starken Mannes, welcher der Meinung war, daß jedermanns Hand gegen ihn sei, und welcher wollte, daß man wissen solle, seine Hand sei gegen jedermann.

(Schluß folgt.)

Verlassen.

(Bild S. 601.)

Einen hübscheren Burtschen wie den Sohn des Rietshäuser Nachtwächters — den „Andres“ — gab es keinen zweiten im Dorf, und das hat er auch gewußt, als junger Bub schon, und seinen Lockenkopf mit der Pelzmütze und der goldenen Troddel hoch getragen wie der reichste Bauernsohn. Wie er dann später Soldat worden, zu den Ulanen in die Residenz kommen und auf Urlaub heimgekehrt ist ins Dorf, mit dem weißen Federbusch auf der etwas schief aufgesetzten Gajala, der schmutzen, prall sitzenden Uniform und dem schweren, nachschleifenden Reiterädel, hat er übermütigen Sinnes auf die ihn bewundernd und neidisch umstehenden Burtschen und Dirnen geblickt, als wollt' er sagen: „Ich fürcht' mich nicht vor kein'm von euch allen, und von euch, ihr Rädeln, ist mir gerade die beste erst gut genug!“ Und als Sonntag drauß Kirchweih war, hat er sich auch wirklich gerade die beste herausgelesen — des reichen, verwitweten Schultheiß Mariele — erst zum Tanz und dann zum Eihen bei Wein und Kuchen, und hat in sie hineingerebet so viel und so Schönes und so Hässliches, daß es dem Rädeln ganz wirt und eigen in Kopf und Herzen wurde und es still und in sich gelehrt heimgekommen ist ins elterliche Haus. Begleitet hat sie nicht sein wollen vom Andres. Nachher aber haben die beiden sich oft noch getroffen, bald da, bald dort, und



Das Hauptthor zum Palast des Schahs von Persien in Teheran. (S. 600.)

Bauer das vernommen, hat er seine Tochter ins Nebenzimmer gerufen, da wo neben dem großen Himmelbett das Bild der seligen Mutter hing, und hat ihr zu Gewissen geredet und vom Andres manches wissen wollen, das nicht so blank war wie die glänzenden Knöpfe auf seiner blauen Waska — das Mariele aber meinte, das sei alles nur Geschwätz von den Dorfseuten und der Andres sei brav und sie habe ihm einmal versprochen, seine Frau zu werden. Auch des Andres Vater schien unzufrieden zu sein, er schlug die Hände über dem Kopf zusammen über „des Buben Hossart“ — aber das war nur vor den Leuten und für die Leut'; insgeheim hat's ihn doch gewaltig gefielet, daß sein Vorgesetzter, der stolze Schultheiß, sein „Gegenschwieger“ werden sollte.

Und es kam richtig, wie's die Jungen wollten, nicht wie die Alten; denn als der Andres seine drei Jahr' abgedient hatte

und heimkommen ist, das kleine Erbteil seines inzwischen verstorbenen Vaters zu übernehmen, hat er sich um sein Mariele angehalten und sie endlich auch geheiratet, trotz des Schultheißens Zorn und der Buben Reiz.

Nachher sind die jungen Eheleute in die Stadt hineingezogen und haben dort mit des Mariele Muttergut eine Wirtschaft angefangen. „Das ist ein gut's Geschäft“, hat der Andres behauptet, „ich kenn's!“ Gefannt hat er's, nur zu gut, so daß er mit der Zeit sein bester Kund' selbst worden ist, nach und nach die rechten Leut' ausblieben und nur noch solche gekommen sind, die was zu gut hatten, oder nicht zahlten, oder heimlich mit dem Wirt tuschelten, oder mit der Kellnerin.

Einmal, im Herbst war's, ist er verreist — „auf den Weinlauf“, hat er dem Mariele gesagt, „in drei bis vier Tagen bin ich wieder z'rück.“ Er kam aber nicht wieder, und statt seiner ein

Brief von Rotterdam und darin stand: „Wenn Du dies liefst, bin ich schon auf dem großen Wasser, auf dem Weg nach Amerika. Wir haben doch eigentlich nicht so recht zusammenpaßt, Du bist mir zu ernst worden; Du weicht, ich kann die traurigen G'sichter nicht leiden und die vielen Predigten schon gar nicht. Sei mir nicht böse und nimm Dir's nicht so zu Herzen. Dein Andres.“

Das Mariele hat den Brief nicht gleich zu End' lesen können, so kurz er war; es hat ihr geschwommen vor den Augen und sie hat ihn vor sich hin auf den Tisch und die Hand aufs Herz legen müssen, durch das es ihr gefahren ist wie ein Messer. Nach und nach aber hat sie sich gefaßt und dann ist sie entschlossen heruntergegangen in die Wirtschaft, wo sich die junge Kellnerin langweilte vor leeren Bänken und Tischen. Der hat sie den Lohn hingezählt vom ganzen Monat und hat sie gehen heißen, und wie die fort war, hat sie die Thüre zugemacht mit fester Hand

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



„Ich glaube, Du bleibst nur deshalb so lange beim Wasserholen, weil Du Dir von den Soldaten am Brunnen die Cour machen läßt!“
Gemein, gnädige Frau, denn der Herr Doktor hat neulich beim Fortgehen zu mir gesagt, daß mir eine kleine Brunnenkur ebenfalls nichts schaden könnte.“



Kochin: „Madame, es war keine einzige fette Gans auf dem Markt!“
Frau (ärgert sich): „Ach was! Das ist immer so, wenn ich nicht selbst auf den Markt gehe.“



Kindermädchen: „Das ist aber doch zu unverschämte von der Frau! Sobald ich einmal 'n bißchen spazieren gehen will, gleich gibt sie mir die Kinder mit!“



Tourist: „Erlauben Sie, wann geht denn die Sonne auf?“
Alpenbewohner: „In der Früh!“



Mama: „Aber, Kinder, Kinder, wo habt ihr denn Tantens und meine Tournüre hingeschleppt?“
Lina: „Ach, Mama, wir spielen am Teich Seebad, und da brauchen wir die Finger als Strandkörbe!“



Pfarrer: „Aber, Leute, ihr klagt über Mangel und nun sitzt ihr schon den ganzen Vormittag hier, ohne etwas zu thun!“
Arbeiter: „Ja, Scham's, Herr Pfarrer, heut'zutag muß ma mit der Arbeit sparsam umgehe, sonst hat ma morgen nix!“

und die Wirtschaft geschlossen am helllichten Tag. Und nachher ist sie gegangen und hat alles verkauft, was noch da war, und mit dem letzten Pfennig von dem Erlös und dem Inhalt ihres geheimen Sparkassleins hat sie die Gläubiger bezahlt, Heller bei Heller.

Am andern Morgen dann hat sie sich aufgemacht und ist heim, zu Fuß — in einem kleinen Bündelchen all ihre wenigen Habseligkeiten tragend — heim, zum Vater. An der Dorfmarkung angekommen, dort wo der Gemeindevald beginnt und an der großen Eiche das kleine Muttergottesbild besetzt ist, hat sie angehalten und ist niedergekniet auf den einfachen Bettschemel, auf den sie den Kopf legt, der so müd, so todmüd ist, grad wie ihr Herz. Sie faltet die Hände und betet: daß Gott des ergränzten Vaters Herz mit Milde erfüllen möge, betet um Kraft und Stärke für sich, ihm entgegenzutreten, betet — für den

Andres und betet, daß sie bald ganz heim dürfe, dorthin, wo ihrer die Mutter wartet.

Und dann geht sie heim ins Vaterhaus, von dem sie vor kaum zwei Jahren ausgezogen, die thörichte Lieb' im Herzen — und in das sie nun wiederkehrt, lebensmüd, elend, arm und verlassen.

Aus Natur und Leben.

Die Waldgebiete Amerikas.

Ueber dieses Thema wurde kürzlich von Professor J. T. Rothrock von der Universität von Pennsylvania im Franklin-Institut

zu Philadelphia eine Vorlesung gehalten. Der dortige „Democrat“ berichtet darüber: Professor Rothrock teilt Nordamerika in fünf Regionen. 1) Die südöstliche, in welcher Palmen und Fichten mit langen Nadeln, Mangroven, Magnolien und die Eiche mit Weidenblättern (live-oak) vorkommen. Die Holzarten dieser Bäume sind sehr schwer, so daß sie zum Teil im Wasser unter-sinken, und dieses deutet auf große Festigkeit und Dauerhaftig-keit des Holzes hin. 2) Die Wälder und Hochgebirgsregion, welche sich zu beiden Seiten der Felsengebirge durch die ganzen Vereinigten Staaten erstreckt. Dieses Gebiet ist so groß wie alle Staaten von der Mitte von Kansas bis nach New-York und vom Golf von Mexiko bis zu den großen Seen. Die erstere Region zeichnet sich durch reichliche Feuchtigkeit und gleichmäßige Temperatur aus, während die zweite Region entweder trocken und sehr heiß oder trocken mit starken Regen- und Schneefällen

und sehr veränderlicher Temperatur ist. Erstere ist reich an Pflanzungen, letztere arm an Waldungen, ausgenommen längs der Wasserläufe und den Bergabhängen in Höhen von 6000 bis 10.000 Fuß über dem Meerespiegel. 3) Die dritte Region ist an der Küste des stillen Meeres. Hier findet man an den Bergabhängen die dichtesten Waldungen auf der Erde, meist Koniferen (Nadelbäume). Die Live-Oak von Kalifornien ist nicht die gleiche Spezies wie die von Florida. Man nennt die selbe Lebensoak, weil die Blätter im Winter nicht abfallen. Sie kann, was den Wert anbetrifft, nicht mit unserer Weisbeiche oder der Live-Oak von Florida verglichen werden. Der wertvolle Gidorybaum (nordamerikanische weiße Walnuss) fehlt dort ganz und dies ist ein Hemmnis für die Industrie jener Region. 4) Die vierte Region umfaßt den Landstrich von der Mitte von Kansas bis zum atlantischen Meere, zwischen Linien, die man sich in der Mitte von New-York und Nordkarolina parallel gezogen denkt. Hier findet man Eiche, Gidory und Esche, sowie Nadelbäume. Diese haben sich stellenweise in die Nachbarregionen ausgebreitet. Vielleicht ist es nicht allgemein bekannt, daß diese Region auch einige der größten Bäume besitzt. Die „Wabash Flats“ haben die größten Eichen (Buttonwood), welche nur von den riesigen Sequoas in Kalifornien an Größe und Holzgehalt übertroffen werden. 5) Die fünfte Region liegt von Zentral-New-York nördlich und schließt die Neu-England-Staaten und die britischen Besitzungen ein. Hier findet man besonders die Buchanne, Lebensbaum, Zuckerkorn, Ulme (Käster), Birke und die niedrige Weide. Der Anblick der Wälder dieser Region ist einformig, auch ist das Rotholz aus jener Region nicht so gut, als das der vierten, für jene Landstriche ist es aber von unendlichem Werte. Unter den vorgezeichneten Illustrationen waren besonders Darstellungen von der Entdeckung von Florida interessant, welche zeigten, wie dasselbe sich nach und nach aus dem Meere erhob und einen Boden für höhere Formen von Tieren vorbereitete. Die Rongropepflanzen wurden durch die Flut nach den Küstenbänken gebracht, welche im Golf von Mexiko aus dem Meere emporragten, setzten sich dort fest und bald lagerte sich um sie das Erdreich, welches aus den Flüssen dem Meere zugeführt wurde.

Die Tischordnung der deutschen Ordensbrüder.

Es hat sich aus dem Jahre 1351 eine Niederschrift der Hausordnung in der deutschen Ordenskommande zu Griesfeld bei Gersdorf erhalten, welche ein interessantes Bild der Wirtschaftsverwaltung in solchen geistlichen Ritterhöfen und zugleich eine genaue Angabe der darin eingeführten Tafelordnung enthält. Die im Jahre 1234 von den Landgrafen Heinrich, Konrad und Hermann gestiftete Kommande bestand aus Ritterbrüdern und Priesterbrüdern, von welchen diesen die gottesdienstlichen Übungen und Gebete, den Rittern aber die Leitung und Beaufsichtigung der Verwaltung oblag. Wie die Tafelordnung besagt, wurde in einem Speisesaal gemeinsam gegessen. An der Herrentafel gab es alle Tage zwei Gemüse und ein gut Gericht von Fisch. Am Vorabend eines Festtages gab man des Morgens zwei Gerichte Fisch. An der Jüngertafel gab es täglich zwei Gemüse und einen Hering; am Freitag Fisch. Oftern hatten die Herren Wildpret oder Lammfleisch in einer gelben Brühe, dabei Gebratenes und ein weißes Mus, abends gebratenes Lammfleisch, gelbe Funke und Lammbraten. Der Komtur aß ebenfalls mit im Konvent, ausgenommen wenn er Prälaten oder andere „achtbare Gäste“ hatte. Während der Speisung herrschte allgemeines Schweigen. Der Komtur bekam doppelte Portion, nicht wegen seines größeren Appetits, sondern weil er den mit Entziehung der Hauptspeisen bestraften Rittern und Konventbrüdern davon verabreichen lassen durfte. Zwei Ordensbrüder aßen aus einer Schüssel gebratenes Fleisch und Gebratenes; Fisch und Gemüse bekam jeder besonders. Mit einem Pfunde richtete man zwei Herren und drei Dienern an. Alles, was übrig blieb, erhielten die armen Leute. Jeder Ordensbruder empfing eine Konventskanne mit drei Pinten Wein nebst einem silbernen Becher. Nach der Speisung sprach man Gratias mit zwei Paternostern. Die Tischzeit war zwischen 9 und 10 Uhr und dauerte bis 11 Uhr, manchmal auch länger. Dann wurde ihnen noch einmal eingeschmeckt und zuweilen auch zweimal. Zu Abend aßen die Ordensbrüder zwischen 4 und 5 Uhr, dann erfolgte um 7 Uhr noch eine Kollation. Hier schenkte man den Brüdern viermal und den Dienern zweimal ein. Wenn aber Fasttag war, besaßen die Herren fünfmal und wohl auch sechs- oder siebenmal und die Diener dreimal eingeschmeckt. Daß die Brüder einen guten Trunk liebten, geht schon daraus hervor, daß sie von 417 Eimer Wein, welche die Kommande erbrachte, nur 62 Eimer verbrauchten und die verbleibenden 355 Eimer für sich verbrauchten; für etwa 50 Rehlen ein respektables Quantum.

Ueber den Winterschlaf der Schwalben.

Der berühmte französische Gelehrte Verreaux hat in einer Sitzung der Pariser Naturforscherversammlung über den Winterschlaf der Schwalben einen interessanten Vortrag gehalten, in welchem die Volksansichten über diesen Punkt wenigstens teilweise bestätigt wurden. Letztere lassen bekanntlich die Schwalben den Winter bei uns im schlafenden Zustande verbringen. Verreaux zeigte nun der erstaunten Versammlung in der That eine schlafende Schwalbe vor, welche er in einer Mauerspalte gefunden hatte. Die Ansicht, daß alle Schwalben erst nach dem Süden zu ziehen in Erdhöhlen und so weiter in Europa einen langen Winterschlaf halten, sieht freilich zahlreichen Aussagen glaubwürdiger Beobachter entgegen, welche im Herbst die Schwalben in großen Scharen quer durch das mittelländische Meer nach Afrika hinüberwandern sahen, nichtsdestoweniger ist durch Verreaux der Nachweis geliefert worden, daß einige dieser prächtigen Vögel hinter dem großen Auswandererherde als Nachzügler zurückbleiben und, vom einbrechenden Winter überrascht, sich in einen engen finsternen Raum flüchten, wo sie Schutz gegen die grimmige Kälte finden, um dann beim ersten Wehen der lauen Frühlingslüfte zu einem neuen Dasein zu erwachen.

Der Saltomortale und seine Geschichte.

Von

Signor Saltarino.

(Alle Rechte vorbehalten.)



Die Ankündigungen unserer großen Zirkusdirektionen, wie Renz, Kremsler, Carré, Corty-Althoff, Schumann, Cinielli, Solomonky und so weiter enthalten oftmals folgende Programmnummer: „Große akademische Voltige, exekutiert von den besten Batoude“ (oder Trampelin) Springern der Zeit.“ Der Laie steht vor einem Rätsel. Was ist eine „akademische Voltige“, was ist die „Batoude“ oder das „Trampelin“? — Unter akademischer Voltige versteht die Zirkuswelt den Sprung von einem langen Sprungbrett (Trampelin) über mehrere Pferde, oft nur drei, vier, oft auch neun und zehn, ja sogar über zwölf Stück, die eng abwechselnd, also Kopf an Schwanz, zusammengestellt werden, und auf welchen sich dann noch ein Artist in gebührender Stellung placiert. Der einfache Sprung also über Pferde und Mann, gleich, wie viel Tiere in der Manöge stehen, ist die einfache Batoude — das Abo aller Zirkuskunst, denn ohne Batoude ist überhaupt kein Zirkuskünstler zu denken. Reiter, Gymnastiker, Seiltänzer, Dressiere, Stallmeister und Jongleure — alle springen die Batoude über mindestens sechs Pferde, eine Spielerei, trotzdem außerordentliche Kraft und Gewandtheit dazu gehört, auch im Trampelin gut zu „arbeiten“. Aber, wie gesagt, die Batoude wird überhaupt nicht als Arbeit, sondern als Spielerei betrachtet, bei welcher man den meisten Illusionen fähig ist.

Nun gibt es aber Zirkusartisten, welche über sechs bis zehn Pferde einen einfachen Saltomortale schlagen, eine ganz beachtenswerte Leistung, die aber beim eigentlichen Batoudepringer nie Anerkennung findet. Die Spezialität des letzteren ist der Doppelsaltomortale, welchen er oft über zehn, ja zwölf Pferde schlägt, und zwar mit Variationen in der Haltung des Körpers während des Sprunges und der Umdrehung. Dieser Saltomortale ist einer der schwersten und rangiert gleich hinter dem Doppelsaltomortale von unten nach oben am festen Lustapparat (dieser „Trid“ wird nur von einer Gymnastikergesellschaft, der Hegelmann-Truppe, ausgeführt). In jedem Zirkus gibt es einen oder zwei Artisten, welche den Doppelsaltomortale über mindestens zehn Pferde exekutieren. Ueber zwölf Pferde ist man jedoch bis jetzt nicht hinausgekommen, und auch der Künstler, welcher über diese Anzahl von Tieren den Doppelsaltomortale schlug, arbeitet nicht mehr in der Batoude, sondern fungiert heute bei einer berühmten Pariser-Gymnastikergesellschaft, der Glinzeretti-Truppe, als „Fänger“ (Unterarm). Dieser Artist war Edmund Montros, ein Oesterreicher und äußerst fähiger Springer, auf welchen ich später noch zurückkommen werde. Montros arbeitete brillant. Er nahm einen sehr kurzen Anlauf, stieß aber lang ab, drehte sich zweimal mit Variationen um sich selbst und landete sicher, ohne zu stolpern, auf dem Teppich — eine Leistung ersten Ranges.

Doppelsaltomortale über zehn Pferde springen außerdem noch Peter Schreiber (Deutscher), Achill Binella (Italiener), A. Reugebauer (Schlesier), Viktor Bedini (Italiener), William Giles (Engländer), Ray Renard (Sachse) und Auguste Gabrieri (Franzose). Möglich ist es, daß es noch einige gute Batoude-springer, besonders wohl in England und Amerika, gibt, die selben habe ich aber nicht kennen gelernt. Außer Reugebauer, welcher parterre arbeitet, sind alle oben angeführten Artisten sehr schneidige Jodelreiter. Schreiber, Bedini, Binella und Giles machen sogar Doppel-Toten-sprünge und Voltigen à la Richard, die gefährlichste aller Zirkusarbeit, bei welcher ein Fehlsprung immer ein „Weithun“ einbringt (weh thut man sich in der Zirkussprache nur, wenn man Arme oder Beine bricht oder innerliche Verletzungen davonträgt).

Wenden wir uns nun ein wenig der Geschichte des Totensprunges zu. Im grauen Altertum wurde bekanntlich als klassische Arbeit der Hoch- und Weisprung kultiviert, in welchem es besonders die Griechen zu einer staunenswerten Fertigkeit brachten, einzelne sollen über fünfzig Fuß weit gesprungen sein! Bald aber kamen Gaukler, denen diese Sprünge zu leicht erschienen und die nun verachteten, bei öffentlichen Lustbarkeiten durch ganz absonderliche Tricks zu glänzen. So erzählt uns Sokrates von einer hübschen Jüdischen Spielerin, die zuerst mit Reifen jonglierte und dann einigemal durch mit Reihern geschickte Reifen über-schlug, ohne sich im mindesten zu verletzen. Nach ihrer Produktion erhielten ein „Spekulator“, der alles übertrieb und verküßte machte, zuletzt aber auch den erzählten Trick ausführte. Diese Arbeit, die die Alten „fabrische Sprünge“ nannten, läßt sich am besten mit unserem heutigen Flip-Flap vergleichen, mit welchem man ja ähnliche Kunststücke immerdar gemacht hat.

Die alten Griechen kannten also den Hoch- und Weisprung und gleich den Indiern den Flip-Flap; den Saltomortale dürften sie aber nicht gemacht haben, wenigstens erzählt uns kein Schriftsteller von diesem gefährlichen Sprung, der ihrer Aufmerksamkeit für alle gymnastischen Sachen gewiß nicht entgangen und von welchem uns ganz bestimmt eine ausführliche Beschreibung übermachtet worden wäre. Die Entdeckung des Saltomortale fällt vielmehr in das sechzehnte Jahrhundert, und zwar war der erste, der nach geschichtlichen Quellen denselben ausführte, der Italiener Archangelo Tuccaro, Saltarin des Königs Karl IX. von Frankreich.

Tuccaro war das vollendete Urbild jener gewandten, geschmeidigen, in allen Leibesübungen geschickten Italiener, die im sechzehnten Jahrhundert nach Frankreich kamen, als die Kunst und Spiele Italiens ankamen, beim Hofe in Frankreich Eingang zu finden, und er war der erste, welcher, wie er selbst sagt, das Glück hatte, „diesen bewundernswerten Sprung (die einmalige Umdrehung des Körpers in der Luft) auf bestimmte Regeln und Maßverhältnisse zurückzuführen, was bis dahin noch nicht geschehen war.“ Und jene Grundsätze legte er in einem Werken nieder, welches er seinem Könige widmete und das 1599 in Paris erschien. Dieses merkwürdige, heute äußerst seltene und mit zahlreichen Bildern ausgestattete Buch führt den Titel: „Trois dialogues de l'exercice de sauter et de voltiger en l'air. Paris, 1599.“

Tuccaro schreibt aber leider in seiner Abhandlung weniger über seinen Sprung, als über seinen Gönner, den König Karl IX. „Dieser hochberühmte König, der nie genug gerühmt werden kann, war auf das eifrigste bedacht, sich in jenen gefährlichen Sprüngen zu üben, in denen ich ihn zu unterrichten die Ehre hatte.“ In der That erhielt Tuccaro den Titel eines Saltarin des Königs. Die Sprünge, welche wir in genanntem Buche abgebildet finden, hat der Saltarin ohne Zweifel vor Karl IX. ausgeführt und sein königlicher Schüler hat sie auf eigene Gefahr nachmachen müssen. Gemeinlich machten sie den „Trampelinsprung“, der, wie Tuccaro meint, „seines richtigen Verhältnisses wegen einer der schönsten Sprünge ist“. Weiter erzählt uns aber der Verfasser nichts von seiner Arbeit, er führt uns vielmehr auf die Schlösser der französischen Edlen, wo allerhand „schwierige Spiele“ getrieben wurden, bei welchen der König immer dabei war.

Tuccaro fand bald Nachahmer. Wie uns der Franzose Journal in seinem Buche über die französischen Volksschauspiele erzählt, sprang auf der Messe zu Saint-Germain ein Italiener Grimaldi oder Eichenbein, der Tuccaro noch übertraf. Kurz vor ihm sprangen noch Grepin, ein Franzose, und du Broc, ein Baske, der mit zwei brennenden Fackeln in der Hand den Trampelin ausführte. Grimaldi erwarb sich binnen kurzer Zeit den Ruf eines unvergleichlichen Springers. Wenn seine Beine von Eisen waren, so waren seine Gelenke wenigstens von Stahl. Seine Frau half ihm bei allen Vorstellungen; ob sie übrigens seine Frau, seine Tochter oder Schwester war, ist unentschieden.

„Den Grad ihrer Verwandtschaft hat man niemals aufzuklären vermocht“, sagt Journal in seinem Buche. „Er hatte gewettet, daß er in dem Lustspiele: „Der Preis der Gütere“, bis zur Höhe der Kronleuchter springen würde, und hielt sein Wort, indem er den mittelften derselben in Sprünge erreichte. Dabei aber flog dem Geandten der Vorste, Rehemed-Offendi, der sich in der königlichen Loge befand, ein Stein in das Gesicht. Nachdem das Schauspiel beendet war, stellte Grimaldi sich ihm vor, in der Hoffnung, eine Belohnung zu erhalten; die Sklaven des Geandten aber beschuldigten ihn, die Hochachtung gegen ihren Herrn außer Augen gesetzt zu haben, und prügelten ihn tüchtig durch. Diese Tüfeln haben niemals einen Begriff von der Kunst gehabt.“

Der Sammelplatz aller dieser Springer von Beruf war die Messe Saint-Germain, der Mittelpunkt des Handels und des Vergnügens, wohin die Pariser Bevölkerung in großer Menge strömte. Im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert hatte diese Messe ihre Blüte erreicht und währte dreißig Monate. Anfangs hatte sie nur vierzehn Tage gedauert.

In dieser glorreichen Schule bildeten sich die Berühmtheiten vom Fach; aus dieser fruchtbaren Pflanzstätte gingen die Springer hervor, welche mit so großem Erfolge bei dem Feste auftraten, das der Herzog von Bourbon dem Könige Ludwig XV. auf seinem prächtigen Erbguut Chantilly veranstaltete. Das Fest währte vom 4. bis 8. November 1722. Der junge Fürst besah zuerst den Park in allen Einzelheiten und bewunderte die Menagerie; als er hinausgehen wollte, erschien plötzlich, „durch ein Wunder“, wie Faure, der Berichterstatter über dieses Fest, sagt, Orpheus in einer von Rohen, Lorbeeren und Orangen eingefassten Grotte. Die Rolle des Orpheus spielte ein Violinist von der Oper, der durch seine Zauberklänge die meisten Tiere, die der König jochen in der Menagerie gesehen hatte, herbeilockte: Löwen, Bären, Tiger — alles aber verkleidete Springer. Bei den Klängen der Geige blieben sie unbeweglich stehen; plötzlich ließ sich der Ton von Waldhörnern und Hundgebell vernehmen und es entstand eine allgemeine verworrene Flucht unter dem Tierhaufen; die Bären kletterten in die Wipfel der Bäume oder schwangen sich auf das Seil und vollführten allerlei kunstvolle Posen und Purzelbäume; die anderen führten wunderbare Sprünge aus, wobei sie jedoch, ihrer Rolle gemäß, dem Charakter der Tiere, welchen sie vorstellten, getreu blieben. „Ihre heftige Aufregung“, schreibt der Berichterstatter, „erschien weniger als eine Wirkung des Schreckens, vielmehr als Ausdruck der außerordentlichen Freude, in welche sie beim Anblick Seiner Majestät versetzt wurden.“

In gleicher Weise hatten die Engländer die Kunst, zu springen, ausgebildet. Sie übten mit gutem Erfolge den Todesprung, welcher in ihrer Sprache somerset heißt. Das Wort, behauptet man, stamme aus dem siebenzehnten Jahrhundert, aus der Regierungzeit Jakobs I., dessen Günstling der in dieser Übung sehr geschickte Graf Robert Carr von Somerset war. Somerset ist jedoch eine Verunstaltung vom Worte somersault, welches selber wieder aus dem Worte saubresault, von dem italienischen soprassalto abgeleitet, entstanden ist. In der That war diese Übung in England viel älteren Ursprungs. Die Gaukler beschäftigten sich dieser Kunstfertigkeit, um die schiffischen Fürsten und die normannischen Könige zu ergötzen. Sie zogen im Lande umher und gaben Vorstellungen auf den herrschaftlichen Gärten; um glänzender aufzutreten, erschienen sie zuweilen beritten.

In den Chroniken steht geschrieben, der König Eduard II. (im vierzehnten Jahrhundert) sei einst durch einen solchen Gaukler ergötzt worden, der vor ihm her geritten, von Zeit zu Zeit aber vom Pferde gesprungen sei und Purzelbäume geschlagen habe. Der König ließ ihm 20 Schillinge auszahlen; dies war für jene Zeit jedenfalls viel Geld.

Nach dieser Zeit (1722) verlieren sich die Nachrichten über den Saltomortale. Es resultiert dies wohl daraus, daß die Mächte dieser Welt gymnastische Künste nicht mehr protegierten, daß man die Artisten als Gaukler und Vagabunden betrachtete, die zu unterdrücken und zu drangsalieren die Behörden unter einander wetteiferten. Die Entdeckung des Doppelsaltomortale ist daher in Dunkel gehüllt, wahrscheinlich fällt dieselbe in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, denn Goethe beschreibt uns ausführlich in seinem „Wilhelm Meister“ eine Künstlervorstellung des vorigen Jahrhunderts, auf welcher fast alles das gemacht wurde, was man in den kleinen Zirkussen heute noch sieht: Lustgymnastik, Parterrearbeit, Raufschul, Hoch- und Weisprung, den Saltomortale. Einige lustige Springer überflogen sich erst einzeln, dann hinter einander und zuletzt alle zusammen vordrängend und rückwärts zweimal in der Luft. Wir haben also allen Grund, anzunehmen, daß diese Artisten schon den Doppelsaltomortale geschlagen haben, denn wenn es Flip-Flaps gewesen wären, hätte Goethe als scharfer Beobachter sicherlich auf das diesen Tricks anhaftende leichtere Aussehen hingewiesen. Der Ausdruck „in der

Luft, also kein leichtes Verändern der Erde durch die Hände, be-
rechtigt uns aber zu der Annahme, daß die Sprünge wirkliche
Saltomortale gewesen sind.

Wer den Doppelsaltomortale zum erstenmale gemacht hat,
ist, wie gesagt, nicht bekannt. Viele Leser werden sich aber wohl
noch des alten Seiltänzers Koller erinnern; dieser exekutirte in
den zwanziger Jahren den Doppel-Vajonettentrampelin, den Doppel-
saltomortale über Gemarkungspyramiden. Koller ist der einzige, von
dem mündliche Ueberlieferung behauptet, daß er den Doppel-
saltomortale Anfang dieses Jahrhunderts gemacht; dann ist es
wieder ein Dutzend Jahre still, bis 1835 der Clown und Akrobat
Tomkinson im Zirkus Franconi zu Edinburgh (ein Vorfahre des
heutigen Pariser Zirkusdirektors) den Doppelsaltomortale mit
großem Geschick schlägt.

Tomkinson hatte kein Benefiz, und große Plakate kündeten
mehrere Tage vorher an, daß Tomkinson an diesem Abend den
bisher noch nicht gezeigten Sprung vollführen werde. Das große
hölzerne Gebäude war bis zum Erdrücken voll. Der Regisseur
des Zirkus hielt vor Beginn der Nummer eine Ansprache, in
welcher er auf das Gefährliche des solofalen Sprunges hinwies.
Tomkinson erschien in der Manège. Er ging dann zurück an
das Trampelin, nahm einen langen Anlauf — ein schneller,
kräftiger Stoßsprung auf die Spitze des Brettes, ein Satz hoch
in die Luft, eine etwas langsame Umdrehung, und der Körper
senkte sich. Der Springer ist in einer Höhe von acht Fuß über
dem Teppich wieder auf den Füßen — eine schnelle, kurze zweite
Umdrehung des Körpers und der Gymnastiker landet, wenn auch
etwas unsicher, auf den Füßen. Vor dem Fallen bewahrten ihn
die in „Barrière“ stehenden Stallmeister. Die Menge brach in
enthusiastischen Beifall aus und Franconi schüttelte dem kühnen
Artisten begeistert die Hand.

Einer der bedeutendsten Vatoudespringer jener Zeit war James
Madigan, welcher in New-York im Zirkus seines Vaters thätig
war. Er machte den Sprung tadellos, ohne zu stolpern, heute
eine selbstverständliche Leistung, damals ein Trak erlen Kanges.
Don Castello war der erste, welcher die eigentliche Vatoude voll-
führte, indem er den Doppelsaltomortale über eine Anzahl Pferde
sprang. Doch bald kamen wieder Akrobaten, welche ihn schnell
übertrafen, und heute gibt es, wie gesagt, keinen größeren Zirkus,
in welchem nicht die Vatoude über mindestens zehn Pferde tadel-
los gesprungen würde.

Die überraschendste Art und Weise, den Doppelsaltomortale
auszuführen, ist diejenige einiger wenigen Variete-Gymnastiker-
truppen, der Garnellas, Wadonis, Hugostons, Overgaards und
Günzertis. Dieselben arbeiten sämtlich heute noch in den
größeren Zirkus des Kontinents. Die Garnellas waren die ersten,
die Güntertis aber sind unstreitig die besten Artisten, welche
den Doppelsaltomortale von Schulter auf Schulter, von der Hand
auf Schulter, von der Schulter des zweiten Mannes einer Pyra-
mide auf die Schultern des Untermannes (der zweite Mann springt
ab) vollführen. Wenn man bedenkt, daß der Doppelsaltomortale
bei den Vatoudespringern durch einen scharfen Anlauf, welcher
Bewegungstrieb gibt, unterstützt wird und daß dieselben auch
hinsichtlich des Landungspunktes nicht beengt sind, so müssen die
Leistungen der Saltomortalepringer obiger Truppen, meistens
noch Knaben im Alter von vierzehn bis sechzehn Jahren, zu den
großartigsten gezählt werden, die auf dem Gebiete der Gymnastik
geleistet werden. Denn noch Kühneres ist nicht zu machen, wie
wir gleich sehen werden.

Die Gehe der Schwerkraft und die Grenzen, welche der
körperlichen Gewandtheit gezogen sind, verbieten im allgemeinen
die Ausführung des Tripelsaltomortale. Und doch ist derselbe
schon gelungen worden — freilich war das Gelingen ein Zu-
fall. Tritt eine gütige Vorsehung nicht helfend ein, so bricht
der Springer des Tripelsaltomortale unfehlbar den Hals. Um
einen Saltomortale von einem Sprungbrett auszuführen, ist es
notwendig, einen Sprung unter einem Winkel von dreißig Grad
zu machen, um den notwendigen Ballast oder den Antrieb zu
einer zweimaligen Umdrehung zu erhalten. Wenn ein fast senk-
rechter Sprung gemacht würde, würde der Artist nicht Hebe-
kraft genug haben, um sich zu drehen. Beim Doppelsaltomortale
muß der Springer mit aller Kraft vom Brett abstoßen, um so-
wohl den richtigen Winkel als auch die genügende Höhe zu er-
reichen, daß ihm Zeit bleibt, sich vor Erreichung des Bodens
zweimal zu drehen. Dieselben Umstände treten beim Tripel-
saltomortale ein, nur ist es unbedingt notwendig, das Trampelin
höher zu stellen und ein Drittel höher zu springen. Freilich ist
in Fachkreisen die Meinung verbreitet, daß fast kein Gymnastiker
die nötige Kraft habe, um wirklich ein Drittel höher zu springen,
als für den Doppelsaltomortale notwendig ist. Auch das Höher-
stellen des Trampelins nützt nichts, denn es wird nur lediglich
der Winkel geändert, und außerdem steigert sich die spezifische
Schwere des Springenden beim Heruntergehen. Die Höhe allein
thut es nicht, denn gute Vatoudespringer springen noch bedeutend
höher, als für einen Doppelsaltomortale notwendig ist. Aber
nachdem der Körper sich zweimal gedreht hat, verliert der
Springende seinen „Vorteil“, die Kontrolle über seinen Körper,
das Gesetz der Schwerkraft wird stärker als die körperliche Gewand-
heit, und da der Kopf schwerer ist als die Füße, so liegt es nahe,
daß ersterer zuerst den Boden erreicht und der Hals gebrochen wird.

Der erste Versuch, einen Tripelsaltomortale zu schlagen, wurde
im Jahre 1842 durch einen Artisten im Van Amburgh-Zirkus
in Mobile (Amerika) gemacht. Der Springer fiel auf den Kopf
und brach das Genick. Ein zweiter Versuch wurde drei Jahre
später in London in Asleys Amphitheater gemacht. In dieser
Gesellschaft war außer J. Ripman, ein berühmter Voltigeur, und
dem verstorbenen Schutzeiter Levi North, ein bekannter Spring-
clown, Namens William J. Hobbes. Es wurde bekannt gemacht,
daß letzterer einen Tripelsaltomortale versuchen werde, und wie
der Zirkus infolge dessen zum Brechen voll. Hobbes sprang und
brach das Genick; er war auf der Stelle tot.

Der dritte, welcher den gefährlichen Trak versuchte, war der
Amerikaner John Amor vom Zirkus Dan Rice, einer der besten
Gymnastiker, die je existiert. Er war der erste, welcher in Amerika
die Vatoude mit Doppelsaltomortale über vier Pferde sprang.
1859 ging er nach England, bereiste mit einem „Zirkus“ ganz
Großbritannien und probierte auf der Insel Wight den
Tripelsaltomortale. Amor fiel nach zweimaliger Umdrehung auf
die Stirn und wurde mit gebrochenem Genick aus der Manège
getragen.

Ein Jahr später führte Billy Dutton vom amerikanischen
Zirkus Lake das große Heldenspieler aus; letzterer befand sich in
der Stadt Elkhorn im Staate Illinois. Es geschah gelegentlich
eines Hervorrufes in Gegenwart des berühmten Clowns John
Lowlow. Dutton war sehr ehrgeizig und wünschte von sich sagen
zu können, er habe den Tripelsaltomortale vollführt. Er sprang
wirklich von einem hohen Trampelin ab, drehte sich thätig
dreimal und landete stolpernd auf den Füßen. Dutton war Zeit
seines Lebens sehr stolz auf diese Leistung, erklärte aber immer,
den Sprung nie wieder zu riskieren, da das glückliche Landen
nur ein Zufall, denn er habe nach der zweiten Umdrehung die
Kontrolle über seinen Körper verloren. Trotzdem dieser Artist
später viel herausgefordert wurde, hat er doch niemals wieder
den Sprung gewagt.

Der Amerikaner Franz Stark, ein Jüngling des berühmten
Zirkusdirektors J. Robinson, unternahm im Jahre 1870 in Indiana-
polis gegen eine Wette von hundert Dollars den Versuch, einen
Tripelsaltomortale zu schlagen. Stark drehte sich wirklich dreimal,
landete aber auf den Händen. Alle Welt war zufrieden und erklärte
die Wette für gewonnen, aber der kühne Springer wies das
Geld stolz zurück, indem er den Sprung als nicht gelungen be-
trachtete. Er sprang an einem der folgenden Tage zum zweiten-
male, brach aber den Hals und starb sofort.

Einer der berühmtesten Springer der Gegenwart ist Bob
Stidney, gleichfalls ein Amerikaner. Derselbe will den Tripel-
saltomortale als vierzehnjähriger Junge im Hippodrom in New-
York, vierzehnte Straße, ausgeführt haben, was freilich in Artisten-
kreisen sehr bezweifelt wird, trotzdem man im Alter von vier-
zehn bis achtzehn Jahren am ehesten daran denken kann, den
Sprung zu wagen.

Sam Bernhardt, ein jetzt in Columbus (Ohio) als Rentier
lebender ehemaliger Springclown, kündete 1870 in Toledo
(Cooper & Badleys Zirkus) an, daß er den Tripelsprung aus-
führen werde. Trotz des Abtrates seiner Freunde sprang er,
drehte sich in der That auch dreimal, landete aber nicht auf den
Füßen, sondern auf dem Sitzfleisch. Er hat den Sprung auch
nie wieder riskiert.

Vor einigen Jahren traf ich im Cirque d'Été in Paris mit
dem besten Vatoudespringer des Kontinents, dem Oesterreicher
Edmund Montros, zusammen. Derselbe erbot sich in Gegenwart
zahlreicher Artisten, den Tripelsaltomortale zu schlagen. Das
Vorhaben war nicht angelündigt und sprang Montros nach einem
Hervorruf und nachdem die zwölf Pferde, über welche er zuletzt
den Doppelsaltomortale geschlagen, aus der Manège geführt,
wirklich vom hohen Trampelin den Tripelsaltomortale. Der
Artist drehte sich zweimal, neigte sich, die Balance verlierend,
etwas zur Seite und landete auf den Händen. Viel tausend-
stimmige Hochrufe ließen den Zirkus erbeben. Doch erklärte
Montros, den Versuch nie wieder zu wagen, da es der reine
Zufall gewesen, daß er auf den Händen gelandet.

Der Tripelsaltomortale wird also, wie man sieht, kaum eine
ständige Nummer des Zirkus werden, da der Verlust an Menschen-
leben ungleich bedeutender sein dürfte, als bei jeder anderen
Produktion. Wohl ist es möglich, daß dieser Sprung gelingt,
ohne daß der Springer den Hals bricht, doch müßten dann alle
möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, welche erstens den
Springer ermuntern, indem er weiß, daß er bei einem Fehl-
sprung sich nicht weh thut und zweitens bei einem Landen auf
dem Kopf nicht den sofortigen Tod herbeiführen. Diese Vorsichts-
maßregeln müßten bestehen aus einem feinnähtigen Netz, fünf
bis sechs Fuß vom Boden straff gespannt, unter diesem Netz
eine Strohmatten, vielleicht zehn Fuß im Quadrat und einen Fuß
dick, hierüber kommt dann eine Federmatte von derselben Größe
und zwei Fuß dick; auf der letzten Matratze und dieselbe be-
drückend, müßte dann noch ein sehr starkes Netz mit Maschen von
nicht mehr als einem Zoll Weite angebracht werden. Ist auf
solche Weise die Landungsstelle gesichert, so dürfte man den Tripel-
saltomortale wagen, ohne besorgt zu müssen, den Hals zu
brechen. Da aber kein Zirkusdirektor der Welt sich dazu ver-
steht, einen solchen Sicherheitsapparat, der außerdem dem
kühnen Sprünge jede Gefahr nimmt, der Tripelsalto also an
Interesse bei den Zuschauern verlieren würde, in der Manège
anzubringen, denn das ist mit großem Zeitverlust und der Auf-
bietung vieler Arbeitskräfte verknüpft, so dürfte dem großen
Publikum wohl kaum je ein Tripelsaltomortale gezeigt werden.

Es geht eben mit demselben wie mit dem lenkbaren Luft-
schiff. Manchem war der Zufall hold, unter gewissen Vorbe-
rungen und sonst günstigen Umständen dorthin zu gelangen, wo-
hin er wollte — und dennoch gilt das Problem als unlösbar!
Vielleicht geht das französische Gymnastikers Dalsemes Traum
von der Vervollkommenheit der „menschlichen Maschine“ durch die
Fortschritte in der Gymnastik in Erfüllung und eine Rasse von
Individuen entsteht, welche die Mitte zwischen dem Menschen
und dem Vogel hält und die Welt vielleicht durch die Vorsehungen
der Natur umgestaltet haben wird; wenn dieser schöne Traum
sich realisiert haben wird, dann wird wohl auch der Tripelsalto
sein Spiel des Zufalls mehr sein.

Aus allen Gebieten.

Mittel zur Ausfüllung der Fugen in Fußböden.

Als billiges Mittel zur Ausfüllung der Fugen in Fußböden
wurde ein Gemisch von Sägespänen und Leim bezeichnet. Die
Masse läßt sich sogar hobeln, so daß eine ganz glatte Fläche
hergestellt werden kann. Das Mittel ist billiger wie Gipskitt
und leichter zu behandeln.

Unschädliche Farben zum Küchengebrauch.

Grüne Farbe: Ein paar Hände voll Spinat werden ge-
reinigt, auf einem Sieb abgetropft, im Mörser zu Brei gestampft,
der Saft wird durch ein feines Lappchen gepreßt und so frisch
verbraucht. Blaue Farbe: Etwas Indigo wird mit heißem
Wasser aufgelöst oder man vermischt Alkermesfarbstoff mit einigen
Tropfen Zitronensaft. Gelbe Farbe: Man schüttet eine Messer-
spitze voll Safran in einen Eßlöffel voll kochenden Wassers und

rührt es. Das reicht zum Gelbfärben einer ganzen Schüssel.
Orange-gelb: Man vermischt etwas Safran nach obiger An-
gabe mit einigen Tropfen Cochenillekittur. Rosenrote Farbe:
Cochenillekittur mit etwas Milch vermischt, gibt eine schöne rosen-
rote Farbe zur Glazur von Torten und Backwerk. Rote Farbe:
Man kauft in der Apotheke oder Droguenhandlung schon fertig
bereitete Cochenillekittur. Wenige Tropfen genügen, um eine
ganze Schüssel Creme, Eis oder Gelse zu färben.

Honigseife.

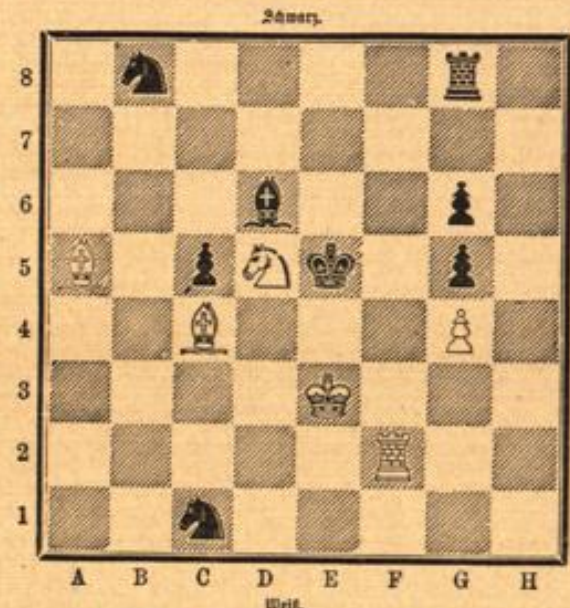
Nach dem „Seifenfabrikant“ stellt man „Savon au miel“ nach
folgender Vorschrift her: 32 Pfund Grundseife werden mit
4 Pfund Kartoffelmehl durch die Mahlmachine drei bis vier-
mal gelassen, die trockenen Späne mit einer Mischung aus
2 Teilen Honig, 1 Teil Glycerin, 1 Teil destilliertem Wasser
nach Bedürfnis befeuchtet und mit hellem Waschlauge gefärbt.
Als Parfüm benützt man eine Mischung von 50 Gramm Sandel-
holzöl, 10 Gramm Nelkenöl, 15 Gramm Rosmarinöl, 5 Gramm
Bittermandelöl, 20 Gramm Lavendelöl, 25 Gramm Zitronenöl.

Schach.

(Redigiert von Jean Tufredne.)

Aufgabe Nr. 13.

Von R. G. Sjabo.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 11 Seite 513:

- | Weiß. | Schwarz. |
|---|---|
| 1) D. D 4 — C 3 . . . | 1) A. C 4 n. C 3 n. D 5 oder — B 5 |
| 2) D. B 1 — D 3 oder n. B 4 Matt. | |
| | A. |
| 1) D. D 5 n. C 5 Matt. | 1) T. oder Z. zieht. |
| | B. |
| 1) D. B 1 — D 3 oder E. D 7 — B 6 Matt. | 1) B 4 — B 3 oder n. C 3 |
| | 2) D. B 1 — D 3 oder E. D 7 — B 6 Matt. |

Schach- und Damenspielbriefwechsel.

Herr R. Strüder in Rixen. Wenn wir Ihre Bezeichnung der Züge
richtig verstehen, so glauben Sie in Nr. 10 von Dittmann, mit 1) D. H 2
n. B 8 beginnend, demnach durch Dame, Turm oder Bauer das Matt zu
erzwingen. Diese Lösung wird jedoch durch G 6 — G 5 widerlegt. — Karl
Bernd in Köln, E. Bendig in Breslau, W. Werthner in Bremen,
F. Heymann in Danzig, A. Geber, A. Doris, M. Wagner, G. Badstuber,
R. Rader, A. Gwin, R. Gubermann, G. Gensel in Wien. Nr. 10 richtig
gelöst.

Louis Köhler in Coburg, R. v. O. in Würzburg, L. v. Winter-
feld in Berlin. Sie übersehen in Nr. 7, daß nach 1) A. H 3 — G 4,
2) C 7 — C 5, drohend auf G 5 Schach zu ziehen, folgen kann. Daraus
schließt diese Lösung. In Bezug auf Nr. 5 bitte unsere letzten Briefwechsel
zu vergleichen. — Wenzel Wibel in Bodenbach, R. Karonjohn in Rem-
berg, Georg Wendlich in Krafau, L. Schwaiger in Dresden. In der
selben Aufgabe wird der Zug 1) G. F 6 — H 8 durch 2) C 7 — C 5 wider-
legt, indem dieser Turm mit dem nächsten Zuge Schach ziehen kann. Auf
2) F 4 — F 5 + folgt aber 2) C 5 n. F 2. — G. Wenzel, L. Rosenbluth,
A. Kühner, W. Jacob, E. Dornfeld, E. D. Thiele, Gustav Bernhardt,
J. Gundersen in Berlin. Nr. 8 und 9 richtig.

G. Wibel in Rixen. Der Richter E. Winawer hat sich an dem
letzten internationalen Turniere nicht beteiligt, lebt jedoch mit bestem Wohl-
sein in seiner Vaterstadt Warschau. Nr. 8 und 9 richtig.

H. Krel in Wuppertal, M. Götting in Potsdam, L. Frauholdt in
Wien, M. Gerson in Berlin. Nr. 9 und 10 richtig.

F. Krug in Rixen, L. v. O. in Rixen, R. Carlsson in Berlin.
In Nr. 8 führt nur 1) D. G 3 — B 8 zum Ziel. So wird 1) D. H 3
1) D. G 3 — D 6 durch 2) H 5 — D 7 widerlegt.

Hugo Kühner in Wien, L. von Brügge in Utrecht, G. Gochinski,
L. Maniell in St. Petersburg, M. Wenda in Warschau, L. Caro in
Wien. Damenspiel-Aufgabe Nr. 6—9 richtig gelöst.

Herr Alois Weber, O. D. M. in München. In der Damenspiel-Auf-
gabe Nr. 8 kann der Sieg nur durch 1) E 7 — D 8 (wird Dame) herbe-
geführt werden. Dann muß Dame A 7 den Stein C 5 schlagen. Als-
dann folgt 2) D. D 8 — B 6 und nach D. D 4 + (B 3) — A 7, entscheidet
der letzte Zug 2) D. D 4 — F 4.

H. Kuymer, H. Rothmann in Genf, B. Dettroit in Paris, E. von
der A. . . in Brügge. Damenspiel-Aufgabe Nr. 10 richtig gelöst.

G. Schneider in Wien. Ihre gezeigten Zukunfts danken erhalten.
Die Aufgaben werden abgedruckt werden. Damenspiel-Aufgaben Nr. 10 und 11
richtig.

Herr E. Simon und Wähländer in Berlin. Im vorigen Jahr nahm
ein großer Reich zwischen den Vertretern des amerikanischen und englischen
Damenspiels, den Herren Barker und M. Martin, seinen Verlauf in
Glasgow. Beide Gegner sollten 50 Partien spielen. Der Amerikaner
Barker trug den Sieg davon, indem er drei Partien gewann und nur eine
verlor; 45 blieben unentschieden. Die fünfzigste Partie wurde nicht gespielt, da ihr
Ausgang auf die Entscheidung keinen Einfluß mehr haben konnte. Der
Einsatzpreis betrug 200 Pfund, Sterl.

Amstell-Aufgabe.

1	a	a	a	b	b	b	c
2	c	c	d	d	e	e	e
3	e	e	e	e	e	e	e
4	e	e	f	f	g	h	h
5	i	i	i	i	i	k	k
6	k	l	n	n	n	n	n
7	n	n	n	p	p	r	r
8	r	r	r	r	r	r	s
9	s	s	t	t	t	t	t
10	t	t	t	u	u	u	z

Die erste (Zahlen) Reihe bleibt stehen, aus den Buchstaben, die die folgenden Felder füllen, sind, inbegriffen der Zahl, folgende Worte zu bilden, jedoch in anderer Reihenfolge: Eine außer Kurs gekommene Geldsorte, ein Sternbild, ein Gefäß, eine Stadt in Bayern, eine Andachtsstätte, ein Marktflecken in Oesterreich, eine Naturalabgabe, ein Gespann, eine Eigenschaft, ein Dorf in Bayern.

Silbenrätsel.

Es nennt die erste Silbe auch
Ein Korn, das jeder kennt;
Erst ist es hart, dann wird es weich.
Wenn drunter Feuer brennt,
's ist länglich zwar, doch wird es rund,
Nimmst tauchend du zuvor im Mund.
Die beiden letzten Silben sind
Von jedem Ding der Schluß;
Für jeden, Mann und Weib und Kind,
Es einmal kommen muß.
Das Ganze aber freut zur Zeit
Sich dieses Sommers Herrlichkeit.

Auflösung des Homogramms Seite 584:

			v	s	p			
			a	p	a			
			t	a	r			
v	a	t	e	r	l	a	n	d
s	p	a	r	t	a	n	e	r
p	a	r	l	a	m	e	n	t
			a	n	e			
			n	e	n			
			d	r	t			

Scherzrebus.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 584:

Man steigt den grünen Berg des Lebens hinauf, um oben auf dem Eisberge zu sterben.

Kleine Korrespondenz.



H. B. in Schweinfurt. Welchen Sie sich bei den Kommandos der 1. resp. 2. Rotationsdivision in Kiel, beziehungsweise Wilhelmshaven. Näheres sagt Ihnen: Der Einjährig-Freiwillige im deutschen Heere und in der Marine. Berlin, Verlagsbuchhandlung.

Eugen Wiesenarm in Berlin. Die Wüste Sahara besitzt eine Länge von 5200 und eine Breite von durchschnittlich 1500 Kilometer. Hr. B. in D. Gewiß; wenn die Rätsel Original und nach Form und Inhalt unseren Anforderungen entsprechend sind, werden sie auch honoriert.

Frau Anna Brieser in Prag. Ameisen sollen durch eine Mischung von $\frac{1}{2}$ frischer Hefe und $\frac{1}{2}$ Honig sicher vertilgt werden.

Blumenfreund in Gbur. Zur Vertilgung von Ungeziefer wird eine etwa 20 bis 30 Grad warme Abkochung von Quassia oder Wermut und gekochenen Koffeinstämmen empfohlen. Wenn man diese Abkochung auf die trockene Erde gießt, sollen in wenigen Minuten sämtliche Würmer an die Oberfläche kommen. Probieren Sie's mal.

H. B. und G. B. in D. Sie werden das Fächchen wohl auflegen lassen müssen, denn es zählt das deutsche Reich nach der letzten Volkszählung (im Jahre 1885) 22,933,664 männliche, 23,922,040 weibliche Einwohner, also fast eine Million — nämlich 988,376 — mehr weibliche Einwohner als männliche. Oesterreich-Ungarn zählt 18,619,013 männliche und 19,263,639 weibliche Einwohner; die Schweiz zählt 1,394,626 männliche und 1,451,470 weibliche Einwohner.

Hrn. Kaufmann B. in Hamburg. Wenn Ihre seitliche Bezugsquelle Sie so unregelmäßig bedient, so können wir Ihnen nur raten, unser Journal vom neuen Jahrgang ab bei einer andern dortigen Buchhandlung zu bestellen. Ein direktes Abonnement ist für Sie mit Nachtheilen verknüpft, da unsere Expedition das Porto für Versendung der Hefte per Post extra anrechnen muß.

Hr. Auguste B. in B....h. Wenn Ihre Verse auch noch nicht druckreif sind, so bekunden sie doch ein recht liebenswürdiges Talent.

Junger Techniker in Reval. Wenden Sie sich an Herrn Dr. Krause, Redakteur der „Chemiker-Zeitung“ in Rostock.

Werner Kettner in Genf. Das neue königlich sächsische Majestätswappen, welches anlässlich des Regierungsjubiläums des sächsischen Königs zur Einführung kam, besteht aus einem zweimal getheilten und dreimal getheilten Schilde, welcher enthält: im Hauptschilde Sachsen, dann (links von oben) Meissen, Thüringen, Pfalz-Thüringen, Pfalz-Sachsen, Pleiherland, Brauen, Orlamünde, Landsberg, Oberlausitz, Eilenberg, Altenburg, Henneberg. Die Helmzierden sind (von links) Brauen, Thüringen, Sachsen, Meissen, Oberlausitz. Die Schildhalter, die Ordenszeichen und die Devise sind die bisherigen geblieben. Das Ganze wird von einem mit der Krone gekrönten purpurnen Wappenstein umschlossen.

Richtige Lösungen von Rätseln, Rebus, Charaden etc. sind uns zugegangen von: Frau Ida Brommer, Königsberg; Margareta Deibinger, Rem-Hort; A. F. Winterlin, Bonn; Hr. Antonie Rud, Basel; Henriette und Auguste Stölzing, Chemnitz; Auguste Bittel, Zwickau; Anna Gerngroß, Wien; Hr. A. Huber, St. Gallen; Maurice, Paris; Hugo Seitemann, Danksig; Auf der Hochzeitsreise, Lindau; Georg Frei, Grefeld; Weberm Ozean tren geblieben, Bahia; Alexander B., Olten; Friedrich Unger, Ulm; Pastor R., D.; Otto Weil stud. med., Wien; G. Balli, Valterra, Italien; Emil v. Breibisch, Brann.

Aufgaben.*

23) Wie stellt man richtiges Rosenwasser her?

Antworten.

Auf 18): Einen härteren Polirstoff für künstliche Edelsteine als Schmirgel gibt es nicht. Als harter, billiger Polirstoff bleibt, da vom Diamantpulver abgesehen werden muß, Schmirgel.

Auf 20): Iridium kann durch die Platinschmelze bezogen werden, so von: W. C. Herdau in Danau a. M., G. Siebert in Danau a. M., Zentelmeische Chem. Fabrik, St. Petersburg, Fonarni 3.

Auf 21): Wird unter „Salzharnmeter“ ein „Baroskop“ verstanden, dann diene folgende Vorrichtung zur Darstellung: Campdor 10 Teile, Salpeter 5 Teile, Salmiat 5 Teile, harter Spiritus 105 Teile, destilliertes Wasser 45. Eine lange Eau de Cologne-Flasche wird hiermit gefüllt, gut verkorkt, versiegelt und ins Freie gehängt. Anzeigen und Bedeutungen sind folgende:

Klare Flüssigkeit — heiteres Wetter.

Eis am Boden — dicke Luft, Frost im Winter.

Trübe Flüssigkeit — Regen.

Trübe Flüssigkeit mit Sternchen — Donnerwetter.

Große Floden — schwerer Luft, bedeckter Himmel, Schnee im Winter.

Fladen im oberen Teile der Flüssigkeit — windiges Wetter.

Kleine Punkte — heuchles Wetter, Nebel.

Aufsteigende Floden, die in der Höhe bleiben — Winde in den höheren Luftschichten.

Kleine Sterne im Winter bei hellem Sonnenschein — Schnee in 1 bis 2 Tagen.

Je höher im Winter das Eis steigt — desto Alter wird es.

Auf 22), weiche Strohblüte zu reinigen: Zum Reinigen der schmutzig und fettig gewordenen weißen Strohblüte kann man nach der „Fundgrube“ eins von den nachfolgenden Rezepten anwenden: 1) Nimm lauwarmes Seifenwasser, füge etwas Zucker hinzu und reibe mit dieser Flüssigkeit mittelst eines Schwammes oder einer weichen Bürste den Hut ab. Alsdann spüle man mit reinem Wasser nach und gebe man dem Hute die gewünschte Form; auch während des Trocknens solle man dafür, daß er nicht durch schiefe Hängen und Birgen die Fassung verliert. 2) Nach reiner und schöner sollen die Hüte werden, wenn man dem Seifenwasser einen Theelöffel voll Weinstein (Sal essentialis tartari) zusetzt. Die Behandlungsweise ist dieselbe. 3) Man wasche den Hut mit einer fünfprozentigen Zitronensäurelösung gut ab und spüle mit reinem Wasser tüchtig nach.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Unseren geehrten Abonnenten

offeriren wir zum Einbinden des mit dem nächsten Hefte vollständig vorliegenden Jahrgangs 1889

Illustrirten Welt

die in unserer Buchbinderei auf das eleganteste ausgeführt

Original-Einband-Decke

in englischer Leinwand

mit reicher Goldpressung auf Vorderdeckel und Rücken

nach nebenstehender Abbildung

zu dem sehr billigen Preise von nur

1 Mark 70 Pf. pro Stück.

(In Oesterreich-Ungarn kommt zu diesem Preis noch ein kleiner Eingangszoll.)



wahren Prachtband zu bereichern. Der so billige Preis ist nur durch die Herstellung der Decken in sehr großen Partien ermöglicht.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen auf diese schöne Decke an, ebenso vermitteln sämtliche Journal-Expeditionen, Kolportage, Ansträger und Boten,

welche die Hefte ins Haus bringen, die Bestellung.

Postabonnenten wollen sich diesfalls an eine Buchhandlung wenden, da durch die Postämter die Decke nicht bezogen werden kann. Dieselbe wird auf Wunsch gegen frankirte

Einsendung des Betrags (am einfachsten in deutschen oder in österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) auch von der Verlagshandlung in Stuttgart direkt geliefert.

NB. Da von anderer Seite ebenfalls Einband-Decken, jedoch in ganz anderer Ausführung angekündigt werden, so wolle man zur Vermeidung jeden Irrthums ausdrücklich die von

der Verlagshandlung angekündigte Einband-Decke verlangen. Wird dann dennoch eine andere geliefert, als obenstehende Zeichnung ausweist, so ist der Abonnent durchaus nicht verpflichtet,

dieselbe anzunehmen, und steht ihm dann immer noch der Weg des direkten Bezugs von der Verlagshandlung in Stuttgart offen.

Zum Einbinden früherer Jahrgänge können jederzeit auch noch die betreffenden Decken geliefert werden.

Zur Bequemlichkeit der geehrten Abonnenten liegt diesem Hefte gleich ein Bestellchein bei, welcher gefälligst mit deutlicher Unterschrift ausgefüllt und der betreffenden

Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle, durch die man den Jahrgang 1889 bezieht, zugesendet werden wolle.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Kleinste Inseraten-Nachnahme bei Rudolf Mosse
Anzeigen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, Mannheim, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Anzeigen

Inserations-Gebühren
für die fünfsprachige Monatszeitung.
1 M. Reichsmarkung.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, Mannheim, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

10 Mark.

Remontoir-Uhren

(keine Waterbury)

vorgelichtes Werk — Zeigerstellung — verändertes guillochétes Gehäuse — Sekundenzeiger — sorgfältig abgelesen. — Gegen Nachnahme oder vorherige Baarzahlung (auch Brief- und Stempelmarken).

Carl Goff,

Goldschmied.

Cannstatt-Stuttgart.

Illustr. Preisliste gratis u. franco.

Bad Nauheim

bei Frankfurt am Main, Station der Main-Weber-Bahn.

Naturwarme, kohlensäurereiche und gewöhnliche Sool-Bäder, elektr. Bäder, salinische Trinkquellen und alkalische Sauerbrunnen, Inhalations-Salon, ozonh. Gradluft, Ziegenmilch, Sommerkuren vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bzw. nach dieser Zeit.

Grossh. Hess. Bäderdirektion Bad-Nauheim. Jäger.

Gerolsteiner Sprudel.

Natürliches Mineralwasser mit nur eigener vollständig reiner Kohlensäure liefert ein kristallhelles, äusserst erfrischendes Tafelgetränk. Aerztlich bewiesen auch als ein wirksames Mittel gegen Magensäure und



zur Beförderung der Verdauung bestens empfohlen. Untersucht durch die Herren Geh. Hofrat Dr. R. Fresenius, Wiesbaden und Dr. Treumann, Hannover.

Gerolstein, Kreis Daun, Pr. Rhein-Provinz.



Wichtige Erfindung für die Augen!

Rodenstock's
neue verbesserte
Augengläser
mit Diaphragma,

welche die bedeutendste Vervollkommenung und wissenschaftlich richtige Ausführung dieses hochwichtigen Hilfsmittels repräsentieren, sind das Beste, was es zum Sehen und Erhaltung der Augen gibt. Wer gut sehen und seine Augen schonen will, wähle wenn kurzzeitig und nicht gut in der Ferne, oder weitsichtig und nicht gut in der Nähe zum Lesen und dgl. gesehen wird oder dessen Augen zu rasch ermüden etc., diese neuen besseren Gläser.

Diese unter ständiger Kontrolle des Erfinders derselben und anderer Augen-Apparate des Physikers Josef Rodenstock gefertigten verbesserten Brillen und Pinocens sind durch die autorisierten Verkaufsstellen der meisten Hauptstädte zu beziehen und direkt zu Originalpreisen von der Hauptdetail-Abgabestelle, dem Spezial-Institute für wissenschaftlich richtige Augengläser

Optisch-oculistische Anstalt in München, Karlsthor 8.

Ausführliche Beschreibung mit Anerkennungen aus allen Welttheilen, ebenso Preisliste und leicht verständliche Anleitung zur schriftlichen Bestellung gratis und franko. Niemand, der irgend welche Abgänge am Sehvermögen hat, veräume, sich diese zu seiner Information kommen zu lassen.

Optische Anstalt G. Rodenstock, Hoflieferant, München.



Warnung! Da sehr oft die fehlerhaftesten Imitationen unter Missbrauch unseres Namens als echte Rodenstock'sche Gläser ausgegeben werden, möge man im Zweifelsfalle durch Anfrage bei uns sich über die Offertstelle vergewissern.

Die Stiftung von Zimmermann'sche Naturheilanstalt

bei Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-diatetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettleucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. a. w. Sommer- u. Winterkuren. Prospekt mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.

Feines Tafelgeflügel „Monopole Hongrois“

(naturell milchgemästet oder getrüffelt)

sowie ungarische Legehühner u. Zuchthähne wegen

ihre außerordentlichen Produktivität als Winterleger weitberühmt, und wegen ihrem vortheilhaften, auf erhöhte „Eierproduktion“ gerichteten Eigenschaften, „die Vorken des ungarischen Tieflandes“ genannt, wetterfest und seuchenfeste Tiere, liefert von einem Postlebens aufwärts bis zu ganzen Wagonladungen unter Garantie für lebende Ankunft die bestermittelte

Ungarische Hühnerzucht des

Victor Haydecker in Püspök-Ladány, Ungarn.

Preis per Stück nach Deutschland überallhin offerirt Freikübelnd, Franco, Postfrei, Emballagefrei.

Poularden (getrüffelt, mit jungen jarten Fleisch)	pr. St. M. 1.30
Poularden (aus-herbes, trockene, fett und weiches)	pr. St. M. 1.30
Poulets (naturell, milchgemästet, nicht unter 6 Stück)	pr. St. M. 0.90
Maathühner (gemästete Exportvögel, nicht unter 6 Stück)	pr. St. M. 0.85
Jungenten (auf des Hühners gemästet)	pr. St. M. 1.80
Jungkänne (auf des Hühners gemästet, mit mäßigen Fettigkeit)	pr. St. M. 1.50
1889er große, fett ausgemästete, bald legerfähige Zuchthühner mit „gelb. Beinen“ u. „Hartensvorbreit“ (von den Vorken d. ung. Tieflandes)	pr. St. M. 1.30
1889er halbausgemästete Zuchthühner (in 3 Monaten legend)	pr. St. M. 0.90
1889er Küken (3 Monate alt, früheste juchfähige, Tiere m. gelb. Beinen)	pr. St. M. 0.65
1889er legerfähige Zuchthühner mit gelben Beinen	pr. St. M. 2.20
1889er Zuchtenten (Küken-Brutungen, rein weiße Tiere)	pr. St. M. 2.—
1889er Zuchtkänne (Eidener Brutungen, reinweißes Gefieder)	pr. St. M. 4.65
1889er Truthühner, Indiens	pr. St. M. 12.—

Eine Probefruchtung enthaltend: eine Gans (gelappt) und drei Poularden (getrüffelt) mit nur jungen jarten Fleisch; oder ein ungarischer Zuchthahn (samt den dazu passenden fünf Legehühnern (große, bald legerfähige Tiere, von den Vorken des ungarischen Tieflandes) wird für M. 6.— überallhin nach Deutschland, Franco, postfrei und emballagefrei unter Garantie für lebende Ankunft versendet.

Mai bis Oktbr. Hamburg 1889.

Gewerbe- u. Industrie-Ausstellung

Handels-Ausstellung | Kunst-Ausstellung
Gartenbau-Ausstellung | Gewerbliche Betriebe

Panorama. Taucher. Fessel-Ballon. Bergbahn-Meierei. Musikfeste. Halle für 4000 Personen. Herrliche Parkanlagen. Tägliche Konzerte von drei Kapellen. Beleuchtungen. Bootfahrten. Freihafen-Besichtigungen. Wohnungs-, Reise-, Post-, Telegraphen-Bureau am Haupteingang.

Aachener Badeöfen für Gas.

Liefern sofort heisses Wasser. Ueberschüssige schnelle Erwärmung eines Bades bei 0.7 cbm. Gasverbrauch.

6 goldene und silb. Medaillen. In vielen Hospitälern. Regenerativ-Gasheizöfen

mit Abführung der Heizgas, für Salons, Wohn-, Schlaf- u. Krankenzimmer, grosse Säle, Kirchen.



6000 Francs Prämie von der Stadt Brüssel für besten Gasofen. J.G. Houben Sohn Carl, Aachen. Referenz: Jede Gasanstalt.

Preisgekrönt m. silb. Medaillen.

Amsterdam 1883 und Nürnberg 1885 Grünbaum's weitberühmte Panzer-Uhrketten

mit echtem 18 Kar. Gold vergollet, von echt Gold nicht zu unterscheiden. Unter 5jähriger Garantie.



Damen-Ketten m. Ring od. Federhaken a. St. 6 M.

Herren-Panzerketten m. Ring od. Federhaken a. Stück 5 Mark.

Garantie-Scheine zu jeder Kette: Den Betrag der heute bei mir gekauften Panzerkette zahle ich zurück, falls dieselbe innerhalb eines 5jähr. Gebrauchs den gold. Schein verliert.

Max Grünbaum, Berlin W., Bijouterie-Fabrik Friedrich-Str. 194.

Grosser Prachtkatalog mit mehr als 3000 Illustrationen neuester Bijouterien in acht Gold, Silber, Granaten, Corallen, Gold-Doppel, Jet etc. gratis und franko.



Fahnen, Flaggen, echt und wetterfest.

Lampions, Fackeln, Luftballons, Biotophones, Transparente, Theaterdekorationen, Vereinsabzeichen, Festmedaillen. — Cotillonartikel empfiehlt die Fabrik von Bernhard Richter, Köln, Rhein, Illustr. Hauptkatalog gratis, franco.



Uhren-Fabrik E. Haumann,

Leipzig, Königsplatz 6, verl. franco d. vorh. Eins. d. Rufe. H. Kuff. Regulatur mit Schlagwerk.

Nr. 1. M. 25.—
Nr. 2. M. 21.—
Preis-Garant gratis.

Tricotstoffe

zu Jacken, Kleidern, Herren- u. Frauen-Anzügen empfehle in bewährten, soliden Qualitäten in allen Neuheiten Normal-Tricotstoffe zu unterleiblichen Kosten frei und gratis. Bei Befellungen von Musterkollektionen werde man sich auf dieses Blatt beziehen. Wilhelm Drefel, Chemnitz i. S.

Stottern

heilt Rudolf Denhardt's Anstalt gründl. Honorar nach Eisenach Prosp. gratis. (früher Burgtheater). Gartenlaube 1878 No. 13. 1879 No. 5. Heilung Anst. Deutschl., die mehrst. stalt. ausgezeichnet.



Viele Neuheiten in Schuss- u. Stiel-Waffen. Preislisten gratis. Hippolit Mehles, Waffenfabrik Berlin W., Friedrichstrasse 159.

Spezialarzt Dr. med. Meyer Berlin, Leipzigerstrasse 91, heilt brieflich alle Arten Frauen- und Hautkrankheiten, Nervenschwäche, selbst in den härtesten Fällen mit bestem Erfolg.

Apoth. Rich. Brandt's

Schweizerpillen

Seit 10 Jahren von Professoren, prakt. Aerzten und dem Publikum als billiges, angenehmes, sicheres u. unschädliches Haus- u. Heilmittel angewandt und empfohlen. Erprobt von:

- | | |
|-------------------------------|------------------------------------|
| Prof. Dr. R. Virchow, Berlin. | Prof. Dr. v. Frerichs, Berlin (†). |
| „ von Gietl, München (†). | „ v. Scanzoni, Würzburg. |
| „ Reclam, Leipzig (†). | „ C. Witt, Kopenhagen. |
| „ v. Kussbaum, München. | „ Zdekauer, St. Petersburg. |
| „ Hertz, Amsterdam. | „ Dr. Soederström, Kana. |
| „ v. Korczynski, Krakau. | „ Lambl, Warschau. |
| „ Brandt, Klausenburg. | „ Forster, Birmingham. |



bei Störungen in den Unterleibsorganen, Leberleiden, Hämorrhoidalbeschwerden, trägem Stuhlgang, habitueller Stuhlverhaltung und daraus resultierenden Beschwerden, wie: Kopfschmerzen, Schwindel, Beklemmung, Atemnot, Appetitlosigkeit u. Apoth. Rich. Brandt's Schweizerpillen sind wegen ihrer milden Wirkung von Frauen gern genommen und den (scharf) wirkenden Salzen, Bitterwässern, Kropfen, Migränen u. dergleichen.

Zum Schutze des kaufenden Publikums

Bei noch lebender darauf aufmerksam gemacht, daß sich Schweizerpillen mit täuschend ähnlicher Verpackung im Verkehr befinden. Man überzeuge sich beim Einkauf durch Abnahme der um die Schachtel gewickelten Gebrauchsanweisung, daß die Grilleide die obenstehende Abbildung, ein weisses Kreuz in rotem Felde und den Namenszug R. B. Brandt trägt. Auch sei noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß die Apoth. Rich. Brandt's Schweizerpillen, welche in der Apotheke erhältlich sind, nur in Schachteln zu 1 (eine kleinere Schachtel) verkauft werden. — Die Bestandteile sind auch auf jeder Schachtel angegeben.

Richard Brandt's Schweizerpillen sind in den meisten Apotheken Europas vorrätig. u. a. in: Aachen: Könen-Apoth. Berlin: Könen-Apoth., Friedrichstraße 100. Bismarck-Apoth., Friedrichstraße 10. Breslau: Könen-Apoth., Köpenickerstr. 10. Chemnitz: Könen-Apoth., Dantzig: Könen-Apoth., Köpenickerstr. 10. Dresden: Könen-Apoth., Köpenickerstr. 10. Elberfeld: Könen-Apoth., Köpenickerstr. 10. Frankfurt a. M.: Könen-Apoth., Köpenickerstr. 10. Hamburg: Könen-Apoth., Köpenickerstr. 10. Köln: Könen-Apoth., Köpenickerstr. 10. Leipzig: Könen-Apoth., Köpenickerstr. 10. München: Könen-Apoth., Köpenickerstr. 10. Nürnberg: Könen-Apoth., Köpenickerstr. 10. Paris: Könen-Apoth., Köpenickerstr. 10. Regensburg: Könen-Apoth., Köpenickerstr. 10. Stuttgart: Könen-Apoth., Köpenickerstr. 10. Tübingen: Könen-Apoth., Köpenickerstr. 10. Wien: Könen-Apoth., Köpenickerstr. 10. Zürich: Könen-Apoth., Köpenickerstr. 10. Für Amerika: Brandt's Schweizerpillen Co., Corner Grand Street and Bowery, New-York.

Ueberall zu haben ist: FIEBIG Company's

Fleisch-Extract

Nur echt wenn jeder Topf den Namenszug Fiebig in BLAUER FARBE trägt.

Bewährtestes Mittel gegen Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgische Schmerzen, Rheumatismen, Keuchhusten u. A.

Dosis nach ärztlicher Verordnung. (Für Erwachsene in der Regel 1—2 Gramm.) ist Dr. Knorr's Antipyrin

zu haben in allen Apotheken; man verlange ausdrücklich „Dr. Knorr's Antipyrin“. Jede Original-Büchse trägt den Namenszug des Erfinders „Dr. Knorr“ in rotem Druck.

Van Houten's Cacao.
 Ueberall zu haben in Büchsen à
Bester — Im Gebrauch billigster. | Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Von der Wiege bis zum Grabe.

Cyklus von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 u. 4 Händen v. Prof. **Carl Reinecke**. 4te Auflage; hinreissend schön und überall brillant recensirt. — Neu: Arrangements für Harmonium u. für Violine mit Klavier. Durch J. Buch- u. Musikhandlg. wie v. Verleger **Jul. Heinr. Zimmermann**, Leipzig. Verbindender Text u. Katalog gratis.

Clariophon.

Bestes u. vorzüglichstes Musikwerk
mit 2000 wechselbaren Klaviertönen von
Metall. Preis pro Claviophon mit
Stufe und 1 Klaviertöne 27,50, jedes
weitere Klaviertöne 75 Pf. Versandt
nur gegen Cash oder Nachnahme. Quali-
tätlich garantiert.

Außerdem alle existirenden Musik-
instrumente, Accordions, Harmoniums,
Symphonien, Spieldosen u. dgl. m.
Catalog gratis u. franco.

H. Behrendt,
Berlin W., Friedrichstraße 160.



Prefiosa
Faramellen

Roem.-biät. Genußmittel
 gegen Ragerhit
 von L. Pietsch.
 Dresden - Blasewitz,
 Tolenzstr. 44. Persönd-
 gefch. u. Laboratorium,
 bewährten kaiserl. u. k. öst.
 Entwidlung u. Kon-
 servierung besser Form
 und Schönheit der Waife.
 P. Marton 10 Mart. Gegen
 Einfindung des Betruges ob-
 Radnahme, und vollständige
 unt. Chfr. Räder in d. G.



OTTO HERZ & CO.
FRANKFURT a.M.

LONDON 1862 PRIZE MEDAL PARIS 1867

O. Herz

geschlossen  **„Stock-Pfeife.“**
D. R.-Patent No. 23772.

**Praktische Erfindung für Touristen, Turner, Kegelbrüder etc.,
sowie alle Freunde des Rauchens.**

Sich in der freien Natur ergehen zu können und im Spazierstock die liebe lange Pfeife mit sich zu führen, ist wohl für jeden Pfeifenraucher der höchste Genuss, zumal der Gehstock, auch nachdem man ihm die Pfeife entnommen, immer noch ein eleganter Spazierstock bleibt. Die Stockpfeife ist dauerhaft, solid und geschmackvoll gearbeitet, so dass Beides, Stock wie Pfeife, nie unbrauchbar oder unansehnlich werden. Aus der Pfeife kann feiner wie grobgeschaltener Tabak gerachtet werden, auch ist der Tabakschmutz bequem zu entfernen.

Preis M. 5.—, gegen Einsendung oder
Nachnahme.

Chr. Hagenmüller,
Saalfeld a. Saale.

 **geöffnet**

Naturreichste (Magenleidenden) Wiederherstellung.

Die nach mehrfachen Verhandlungen mit den ersten deutschen Professoren der Medizin aus den schädlichsten, controlfreien, dem Organismus unentbehrlichen Stoffen hergestellten wohlgeschmeckenden Pastillen

Magenheil,

wodurch den über 50 Jahre mit quälenden brennenden Magenschmerz befallenen, ergänzen dem Magen durch sauren, Salze, Verstopfung, Bismitteln entzogene, oder durch Reibung von Speisen nicht erzeugte Verdauungshäfte so, daß Appetit sofort entsteht und der verdorbenen Magen zu verdauen zu zwingen ist.

Gegen Anztheit wird Magenheil nicht empfohlen, da die sofortige dauernde Wirkung klar zeigt, daß der Magen bei 99% Leiden keiner Heilung, sondern Inzultüberbahrung bedarf.

Der normale Magen schützt vor Anztheit und Anztheit, weil kräftiger Verdauungssaft alles in gesunden Nährstoff zerlegt, während schwache Verdauung jeder Anztheit erliegt, das Blut durch krankhafte Säure teilweise verfaulte Speisen verdorbt und die unentbehrlichen Mineralien nicht zerlegt. Daher stets wachsende Verdauungsschwäche, die Blutschwäche, Geschwüre, Kalkniederlagung, Gicht u. erzeugt.

Heilung gegen 3 Flg. Markt franco gratis — à Dose M. 1.50 nur durch

Heinrich, Senf, Droguist Köln, 23 Rheingasse 23.

Bei mindestens 3 Dosen excl. Nachnahmegebühr für ganz Deutschland franco.

Verband zur sich im Tragen bewährender Waren.



Alle billigste Bezugsquelle für Buxkin,
Tuche, Regenmantelstoffe etc.

Es liegt in jedermanns Interesse, der Bedarf in obigen Artikeln hat, sich die ausserordentlich reichhaltige Kollektion der

Lüner Buxkin-Manufaktur
N. Meyer jr., Lünen a. d. Lippe

Die sämtliche Genres — von billigiten Artikeln bis zu hochfeinen Nouveautés — enthält, zu verschreiben.
„Beilste Bodienung“ — „mustergetreue Lieferung“ — „wirkliche Engros-Preise“ selbst bei Bezug des kleinsten Masses“ — Diese Grundsatzen haben der Firma einen sehr grossen Kundenkreis gesichert, und bei Bedarf sollte jedermann zur Wahrnehmung seines Vorteils mit derselben anknüpfen.

Vorteilhafteste Bezugsquelle für Wiederverkäufer, deren elegante Kollektionen zu Diensten.

— Mustervernach franko gegen franko. —

Warenversand unter Nachnahme ab 20 M. Franko-Lieferung.
oder vorherige Kasse

Trunksucht
heile ich durch mein vorzügliches Mittel und
leiere auf Verlangen umsonst gerichtlich ge-
prüfte und eidl. erdärzte Zeugnisse.
Reinhold Retzius, Fabrikant in Dresden 10.

Photographische Apparate!
Komplet von 50 Ref. (fein Spielzeug) verl.
34. Aufl. Katalog gratis u. franko.
Joh. Sachs & Cie.
Königs- Trockenplattenfabrik Deutschlands.
Berlin S., Ritterstr. 88.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

In neuer Ausstattung ist erschienen:

Lyrische Gänge.

Von
Friedrich Theod. Vischer.

Zweite, vermehrte Auflage.

Elegant gebastet Preis 6 Mark;
fein in Leinwand gebunden mit Goldschnitt
Preis 7 Mark 50 Pf.

In den „Lyrischen Gängen“ herrscht eine solche Mannigfaltigkeit der Stimmung, ein so freies Bewußtsein der Motive, daß sich bei der Lektüre unserer verdorbenen Wälder immer ein neues reichvolles, eigenartiges Bild einstellt. Voll spielt Vischer auf dem ganzen Register des Sarkasmus und der Ironie, bald schlägt er Accorde an voll triffen, erhabenen Naturgefühl, bald singt er milde, leidenschaftsreich glühende Melodien. Die „Lyrischen Gänge“ Friedrich Theod. Vischers sind ein Dichtwerk großer Reife, denn sie sind der Ausdruck einer großen Seele.

Deutsches Monatsblatt.

Su beziehen durch alle Buchhandlungen

Zur Lektüre für die Ferien sehr geeignet

Für angehende wie geübtere Gabelsberger Schreibern bietet sehr interessante, erhellende wie lehrreiche Vorlesung die

München
Stenographische Wochenschrift
mit in Stein gravirter sehr scharfer Schrift. Preis
bei wöchentlicher Befehlung durch die Expedition
M. 1.20 per Vierteljahr, bei monatlicher M. 1.-
Kuch nehmen alle Postämter und Buchhand-
lungen Abonnement an in München besorgt
die Rieger'sche Universitätsbuchhandlung.
Redaktion und Expedition Rottmannstr. 20f

Preisbucher gratis u. franco

Papierlaternen
Bogenphones, Sommerspiele, Luftballons,
Cotillon- u. Carneval-Artikel,
Cartonnagen, Attrappen, etc.
empfiehlt die Luxuspapierwaren-Fabrik
Gelbke & Benedictus, Dresden

C. L. Flemming
 Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
 compf. kleine Letterwagen f. Kinder u. Er-
 wachsenen m. abgedr.
 Eisenachs.



gut be-
 schlag.
 25 50 100 Ko. Tragfahigk.
 7, 12, 18.-M. pr. St. blan.
 Franke nach allen Art. Deutsch u. Oesterr.

— Enthaarung. —
Mundellus'sches Decrinatorium
 Unschrädl. Mittel, um die so verunreinigten
 Arm- und Gesichtshaare bei Damen spurlos
 schnell u. ganz schmerzlos zu entfernen. Fl. 3
 Apoth. Mundellus, Berlin, Linsenstr. 19

Das Original-

Creolin

Pearson

darf in Anbetracht seiner Ungiftigkeit und grösseren Wirkung als die gefährliche Carbonsäurevergiftung v. Krankheiten in keinem Hause fehlen.

Man hüte sich vor lebensgefährlichen und wirkungslosen Imitationen und fordere in Apotheken und bei Drogisten **verplombte** Flaschen mit unseren Etiketten.

125 gr.-Flaschen (Original) 60 Pf., Pulver Seifen.

William Pearson & Co., Hamburg

Bauber- und Kesselförder-
Apparate für Priv.
u. öffentl. Vorrückung
Preisb. gr. fr.
Wich. Bethge, Magdeburg, Jacobstraße 7.

CACAO-VERO.
entöltet, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schneller Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergibt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis per $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{4}$ $\frac{1}{8}$ $\frac{1}{16}$ = Pfd.-Dose
850 800 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Man verlange gegen vor-
herige Einsendung von
so Pf. in Marken alle
Länder, illustr. Preis-
liste über Prachtfinken,
sahms, sprechende Pa-
pagaen, Affen, Gewöl-
sche, Möbel aus Gu-
teisen, Grüste aus
wahl zu Geschenken passend für Thier-
und Naturalienliebhaber.

**H. Kumas, Weltversandgeschäft,
Warmbrunn i. Schl.**